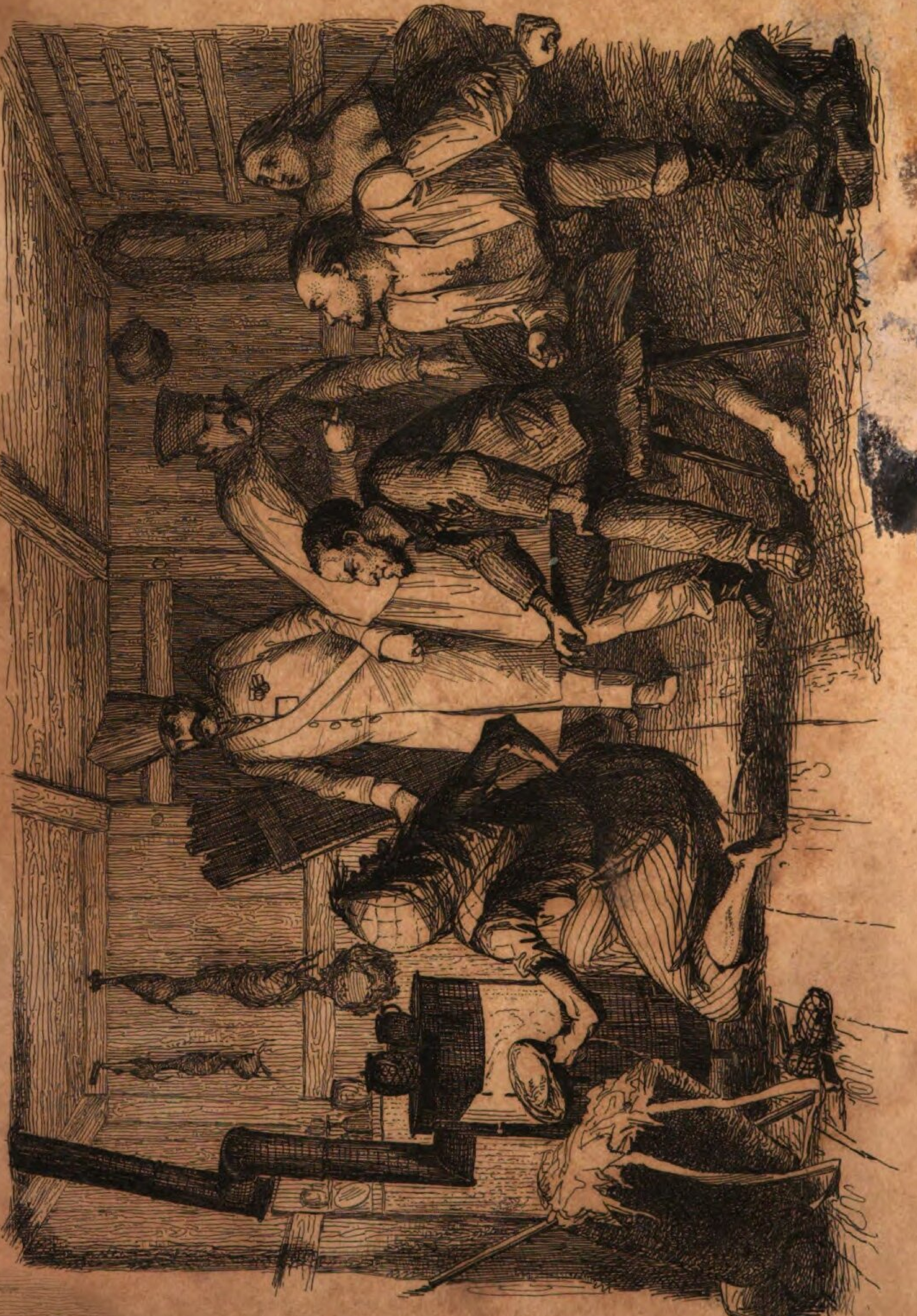
Verlag von Meyer & Hofmann, Berlin 1845.



Die Geheimnisse von Berlin.

Aus den Papieren

eines Berliner Kriminalbeamten.

Mit Illustrationen in Stahlstich von P. Habelmann.

Berlin, 1844.

Verlag von Meyer und Hofmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Die Kajüte.

Ein jeder unserer freundlichen Leser, welcher das Glück, oder vielleicht auch das Unglück gehabt hat, Soldat zu werden, wird das eigenthümliche Bild kennen, welches eine Berliner Wachtstube in einer kalten Winternacht darbietet. Das mächtige Feuer, welches in dem gigantischen Ofen brennt, und einen deutlichen Beweis davon liefert, daß es nicht aus der Tasche der Wärmenden genährt wird, die spärliche Erleuchtung, welche gewöhnlich nur durch einen einzelnen Lichtstummel bewirkt wird, und die gleichgültige Ruhe, welche sich in den langgestreckten Gestalten der Musquetiere ausprägt, verleihen einer solchen Wachtstube etwas ungemein Gemüthliches und Trauliches. Aber auf der andern Seite gewähren auch die harten, hölzernen Lagerstätten, die vollständige Bekleidung der Ruhenden mit Patrontasche und Seitengewehr, und das nicht zu verkennende Lauschen derselben auf den Ruf des schildernden Cameraden einen unstäten, unheimlichen Eindruck.

Ein solches verschiedenartiges Bild bot auch die Wache, welche sich im Cöllnischen Rathhause befindet, in der Nacht vom 9. zum 10. December 18— dar.

Jene Nacht war eine sehr kalte und unangenehme. Ein schneidender Nordostwind pfiff die breite Straße entlang und drohte die vielen Gasflammen derselben trotz ihrer festen Umkleidung zu verlöschen. Einzelne feine Schneeflocken, welche mehr zum Himmel emporzusteigen, als von solchem herabzufallen schienen, trübten die Luft und trafen gleich Nadelspitzen die Gesichter verschiedener misanthropischer Nachtwächter. Die Lichter der Privatwohnungen waren bereits sämmtlich verloschen. Nur auf dem Schlosse blinkten noch einzelne Kronenleuchter, welche die Ehre gehabt hatten, auf der Assemblee der Frau Oberhofmeisterin, Excellenz, zu leuchten und in dem neu gegründeten Locale des Conditors d'Heureuse waren die schönen Händchen der reizenden Chocoladenmädchen eben beschäftigt der letzten Gasflamme das Lebenslicht auszuschrauben.

In der Wachtstube lagen 6 bis 8 kräftige Gestalten in träger Ruhe auf der hölzernen Pritsche. Nur der wachthabende Unteroffizier saß bei dem trüben Scheine eines Dreierlichtes an der hölzernen, vielfach zerschnitzten Tafel und las die Abentheuer des Rinaldo Rinaldini, welche ihm seine Geliebte, die dicke Köchin des Geheime Rathes, nebst einer mächtigen Kanne Caffee noch spät am Abende in geschäftiger Eile gebracht hatte. Die Reste des herrlichen Mocca standen in traulichem Vereine mit dem mächtigen Tintenfasse und dem halbgefertigten Wachtrapporte vor dem Militairdespoten, welcher mit seinen betreßten Armen das so bequeme Meklenburger Wappen präsentirte, und in dessen Mienen sich das gewichtige Bewußtsein abspiegelte, daß für diese Nacht in seinen Händen die Sicherheit eines ganzen Stadtviertels lag.

Ein mit Lumpen bedeckter Kerl, welcher mit seinem behaarten Gesichte eher einem Pavian als einem Menschen glich und welcher den vereinten Anstrengungen dreier Nachtwächter unterlegen war, lag neben dem glühenden Ofen in süßer Ruhe auf einen großen Bündel steifgefrorner Wäsche hingestreckt, welche er wahrscheinlich so eben von irgend einem Boden gestohlen hatte. Er schnarchte ein trauliches Duett mit einem polnischen Musquetiere, welcher heut zum ersten Male auf Wache gezogen war unb dessen Kopf von der breiten Pritsche schlaff herabhing. Ein mächtiges Stück sogenannter Hundewurst, ein halbes Commisbrod und ein kleines Fläschchen trüben Fuselbranntweins zeigten die Quellen an, aus denen dieser edle Jüngling seine Nahrung sog.

Die einzigen auffälligen Laute, welche man in dieser Stätte des Friedens vernahm, wurden durch die Tritte des Wachtpostens gebildet, welcher, um sich zu erwärmen, vor seinem Schilderhause auf und nieder rannte und mit den erklammten Händen rasselnd gegen den Gewehrkolben schlug; indem er zugleich mit seinen Füßen auf dem breiten Trottoir verschiedene Springübungen durchführte.

Ein junger, kräftiger Mann, welcher mit einem grauen Tuchmantel und einer rothgestreiften Mütze bekleidet war und dessen gebräunte Gesichtszüge durch einen mächtigen Schnurrbart ein fast martialisches Ansehen erhielten, unterbrach die einförmige Scene, indem er mit den Worten:

„Wo ist der wachthabende Unteroffizier?“

in die Wachtstube trat.

Der Gerufene drehete sich auf seinem Schemel langsam herum und fragte unwillig nach dem Begehr des Fremdlings, indem er eine lange Pfeife mit vornehmer Miene vor sich setzte.

„Ich bin der Criminal-Commissarius W.," war die Antwort, „ich wünsche zwei Mann Wache zu meiner Unterstützung bei einer polizeilichen Recherche zu haben."

„„Darf ich um Ihre Legitimation bitten,"" erwiederte der Unteroffizier, welcher es nun erst für gut befand, sich von seinem Sitze zu erheben und den Fremden etwas respectvoller zu begrüßen.

Dieser schüttelte mit langsam bedächtiger Miene die Schneeflocken von seinem Mantel, schlug den aufgestülpten Kragen desselben herab und zog dann aus seiner linken Westentasche eine silberne Medaille hervor, welche auf der einen Seite die Aufschrift:

Königl. Preuß. Polizei-Beamter

auf der andern Seite aber einen fliegenden Adler führte, und hielt dieses gewichtige Zeichen dem vorsichtigen Befehlshaber hin. Dieser durchmusterte dasselbe mit flüchtigen Blicken und wendete sich dann mit der Frage:

„„Welche Nummer ist am Ablösen,"" an seine schlafende Heerde.

„Nummer Zwei" rief eine dumpfe Stimme von der Pritsche und schnarchte in dem süßen Bewußtsein weiter, daß sie der Nummer Eins angehöre.

„„Nun denn Czosek und Brunnenthal nehmt Eure Gewehre und macht Euch fertig,"" kommandirte der Unteroffizier, indem er wieder nach seiner Pfeife griff und Anstalten traf, die unterbrochene Lectüre fortzusetzen.

Die Gerufenen erhoben sich höchst ungern von ihrer harten Lagerstätte, packten ihre wenigen Victualien zusammen, stülpten den Czako auf den Kopf und griffen dann mechanisch nach ihren Gewehren, welche, um sie vor der Feuchtigkeit zu schützen, in der Wachtstube hingen. In wenigen Minuten war die kleine Caravane

in Bewegung und die Soldaten schlenkerten nachlässig hinter dem Polizeibeamten her, welcher mit raschen Schritten die Breite Straße entlang eilte und sich dann rechts nach der langen Brücke hin wendete, wo man noch auf zwei Gensd'armen stieß, welche zurückgeblieben waren, um den Nachtwächter des Reviers aufzusuchen und mehrere Beobachtungen anzustellen, deren Bedeutung unsere Leser sogleich erfahren sollen. Der vorsichtige Beamte ließ nämlich seine Begleiter, um jedes mögliche Aufsehen zu vermeiden, hinter das Bretterhäuschen treten, welches sich vor dem alten Postgebäude an der langen Brücke befindet und einem Drechsler zur Verkaufsstätte dient. Hier setzte er denselben aus einander, wie er schon seit mehreren Nächten bemerkt habe, daß in der Kajüte eines leeren Torfkahns, welcher in der Burgstraße hinter dem Dom seinen Winterschlaf hielt, verdächtiges Gesindel seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe. Dieses Gesindel aufzuheben war die Aufgabe der vorliegenden Nacht. Um solche zu lösen, instruirte der erfahrene Criminalbeamte seine Leute dahin: man wolle sich über die Eisdecke der Spree hinweg dem Kahne von verschiedenen Seiten nähern, und solchen von allen Seiten umzingeln. Jedoch soll hierbei jeder die größte Vorsicht beobachten und namentlich kein Geräusch machen. Erst wenn der Führer der Expedition ein leises Pfeifen würde hören lassen, sollte von allen Seiten ein lautes Getöse erhoben werden, um durch solches dem räuberischen Gesindel einen plötzlichen Schreck einzujagen. Dann sollte der Nachtwächter mit dem einen Musketier die Hinterthür und der andere Musketier mit einem Gensd'armen die Vorderthür der Bude besetzen. Der Beamte selbst wollte mit dem zweiten Gensd'armen in die Bude eindringen und die Verhaftung der Verdächtigen bewirken.

Nachdem man der Flasche noch von allen Seiten gut zugesprochen hatte, setzte sich der Zug in Bewegung und näherte sich derjenigen Stelle des Ufers, welcher gegenüber der bezeichnete Kahn als eine dunkele, unförmliche Masse lag. Der Beamte machte seine Begleiter durch einige stumme Winke auf den feinen Rauch aufmerksam, welcher, dem Auge kaum bemerkbar, aus dem Schornstein der Bude emporstieg und verwies dabei zugleich auf einen zarten Lichtstrahl, welcher sich durch eine Ritze des Holzwerks verräthlich hervorstahl. Diese deutlichen Kennzeichen ließen keinen Zweifel übrig, daß die Expedition nothwendiger Weise einen günstigen Erfolg liefern müsse.

Langsamen, bedächtigen Schrittes stiegen die Diener der Polizei eine der Treppen hinab, welche in der Burgstraße an vielen Orten zum Wasser führen und mit der Aufschrift: „Oeffentliche Auslade-stelle" versehen sind. Mit derselben Vorsicht rückte man dem feindlichen Kahne näher. Dem Criminal-Commissarius und den Gensd'armen war es sogar gelungen, ohne daß sie bemerkt worden waren, in das Hintertheil des Kahnes zu steigen. Aber einer der Musquetire ließ, als er sich auf die vordere Spitze des Fahrzeuges hinaufschwingen wollte, sein Gewehr ungeschickt fallen und erregte hierdurch ein bedeutendes Geräusch, welches den Beamten zwang das verabredete Zeichen eher zu geben, als er es eigentlich gewünscht hätte. Als das Siegesgeschrei der anrückenden Polizeidiener verklungen war, vernahm man ein deutliches Rascheln in der Bude, dann aber herrschte auf einige Secunden eine Grabesstille, welche nur durch das Pfeifen des Sturmwindes und durch das Knarren einer benachbarten Wetterfahne unterbrochen wurde, bis der Polizeibeamte mit einigen lauten Donnerwettern die Oeffnung der Bude verlangte. Aber alle desfallsigen Aufforderungen waren umsonst,

und zuletzt sahe man sich genöthigt die wankende Thüre durch einen kräftigen Fußtritt zu sprengen.

Das Innere der Bude gewährte einen höchst überraschenden Anblick. Das geringe Meublement derselben bestand auf der einen Seite nur aus einer mit Stroh gefüllten Lagerstätte und einer hölzernen Bank vor derselben. Auf der anderen Seite stand ein verrosteter eiserner Schifferofen neben einem kleinen hölzernen Wandschranke.

In der Lagerstätte befand sich ein kräftiger, junger Kerl, dessen bleichen, aufgedunsenen Zügen man es aber auf den ersten Blick ansahe, daß er lange Zeit im Gefängnisse zugebracht hatte. Neben ihm lag ein junges Mädchen von 20 bis 22 Jahren, deren Gesicht ein wundersames Gemisch edler und gemeiner Züge bildete. Beide hatten sich mit einem alten Offiziermantel zugedeckt, welcher jedenfalls von irgend einem Diebstahle herrührte. Unter ihrem Kopfe lag ein Pack neuer Leinewand, welches gleichen Ursprungs zu sein schien. Beide hatten sich auf ihrem Lager in die Höhe gerichtet und starrten die Eindringenden wie vernichtet an, während das Frauenzimmer einen jähen Schrei ausstieß.

Auf der Bank vor dem Lager dieser beiden Liebenden saß ein älterer Mann, dessen langer, schwarzer Backenbart und dessen gekrümmte Nase sogleich seine jüdische Abkunft verriethen, und sahe gleichgültig vor sich hin, indem er mit den Fingern der rechten Hand auf seiner Kniescheibe trommelte. Der erfahrene Gaudieb wußte sehr wohl, daß hier jeder Widerstand unnütz wäre und ergab sich mit großer Ruhe in das oft erlebte Schicksal einer Verhaftung.

Vor dem Ofen, in welchem ein mächtiges Feuer brannte, welches jedoch, um jeden verrätherischen Rauch zu vermeiden, von Holzkohlen genährt wurde, kauerte ein altes, schmutziges Weib. Eine

mit Fleisch gefüllte Pfanne, welche sie nebst einem hölzernen Löffel in der Hand hielt, deutete darauf hin, daß sie die Kochkünstlerin dieser patriarchalischen Familie war. Ein Korb mit schmutzigen Lumpen, welcher im Hintergrunde der Kajüte stand und neben welchem ein schmales Kratzeisen an einem langen Stocke lag, ließen die Beschäftigung errathen, welcher sich die Alte während des Tages hingab.

Ueber dem Wandspindchen hingen an mächtigen hölzernen Nägeln zwei frisch ausgeschlachtete Thiere, welche völlig kunstgerecht zubereitet waren und welche man beim ersten Blicke für die Leichname eines Lammes und eines Hasen zu halten geneigt war. Aber bei näherer Betrachtung bemerkte man an dem großen Thiere die melancholischen Züge eines zottigen, schwarzen Pudelkopfes und an dem kleineren Thiere die langen Barthaare einer wohlgenährten grauen Katze. Wenn man den Inhalt der in den Händen der Alten befindlichen Bratpfanne mit der Beschaffenheit des größeren Thieres verglich, so ließ dieser keinen Zweifel übrig, daß die Alte im Begriff gestanden hatte, ihre sauberen Gäste mit einer frisch gebratenen Pudelkeule zu bewirthen. Der Kohlendampf und der eigenthümliche dunstige Geruch, welcher in dieser Cabache herrschten, ließen die eindringenden Polizeidiener auf einen Augenblick zurückstutzen.

Diesen Moment wollte die Alte benutzen, um auf eine geschickte Weise zu entspringen. Sie erhob sich plötzlich aus ihrer kauernden Stellung, schleuderte den siedenden Inhalt der Pfanne dem ihr zunächst stehenden Gensd'armen ins Gesicht, riß die Hinterthür der Bude auf und schlug dem Nachtwächter, welcher vor dieser Thür in gemüthlicher Ruhe sein Pfeifchen schmauchte, mit der rußigen Außenseite der Pfanne ins Gesicht, daß ihm die Zähne wackelten und sein feistes, wohlgenährtes Antlitz plötzlich dem Kopfe eines tätowirten Indianers glich.

Der Nachtwächter war durch diese höchst überraschende Behandlungsweise völlig außer Fassung gebracht. Er taumelte rücklings gegen den Bord des Kahnes, ließ seinen gewichtigen Spieß zur Erde fallen und vermochte nur ein tonloses Brummen mit seinen verbrannten Lippen zu erzeugen, mit denen er die Spitze seiner Pfeife krampfhaft umschlossen hielt, während die übrigen Bestandtheile derselben den Tritten der wüthenden Alten erlagen.

Jedenfalls würde es dieser gelungen sein zu entkommen, — denn, nachdem sie das Gesicht des neben dem Nachtwächter stehenden Soldaten mit den Nägeln ihrer linken Hand in ein vollständiges Notenblatt verwandelt hatte, trug auch dieser wenig Lust ferner mit ihr anzubinden — wenn nicht der viel gewandtere Criminal-Commissarius, sofort überzeugt, daß die Hinterthür der Bude unzureichend besetzt war, mit einem kühnen Sprunge über dieselbe hinweggeeilt, die Alte, welche eben über einen Balken stolperte, gepackt und unter einigen kräftigen Hieben in die Bude zurückgeschleift hätte. In dieser hatten sich die beiden Gensd'armen inzwischen des übrigen Gesindels bemächtigt, welches sofort mit bereit gehaltenen Stricken gebunden wurde. Die Alte machte den Polizeibeamten auch bei dieser Procedur große Mühe, indem sie, von Wuth und Bosheit entbrannt, ihren Gliedmaßen eine so krampfhafte Steifigkeit verlieh, daß man dieselben, ohne einen Bruch zu befürchten, gar nicht zu binden vermochte.

Aber der Sohn der Nacht, welcher sich inzwischen aus seiner Betäubung erholt und die Trümmer seiner Pfeife zusammengelesen hatte, fiel über die Alte, da er solche unschädlich gemacht sahe, mit einer solchen Wuth her und bearbeitete dieselbe mit seinen Fäusten auf eine so nachdrückliche Weise, daß ihre Glieder sehr bald ihre frühere Geschmeidigkeit wieder erlangten.

In wenigen Minuten standen die Bewohner der Bude mit zusammengebundenen Armen vor derselben und traten von einem Gensd'armen und den beiden Soldaten begleitet ihre Reise nach der Stadtvoigtei an, in welcher sie vorläufig nach der Anordnung des Commissarius, von einander getrennt, zum Polizeiarrest gebracht werden sollten.

Der Nachtwächter mußte, da die Domglocke so eben ein Uhr schlug, entlassen werden, um diese Stunde abzupfeifen. Der Criminal-Commissarius aber blieb mit dem andern Gensd'armen in der Bude zurück, weil in dieser noch eine genaue Visitation vorgenommen werden mußte. Diese Visitation lieferte ein sehr günstiges Resultat. Denn man fand zunächst unter dem Stroh der Lagerstätte zwei große Bunde von Dietrichen und Nachschlüsseln vor, von denen jedes ein Groß-Clamoniß, wie sich die Berliner Diebe auszudrücken pflegen, bildete, d. h. von denen jedes gegen 30 Dietriche von so verschiedener Beschaffenheit enthielt, daß solchen fast kein Schloß zu widerstehen vermochte. Neben diesen Nachschlüsseln lagen mehrere verschiedenartig gestaltete Stemmeisen (in der Diebessprache Schabber oder Groß-Purim genannt), und endlich fand man noch unter dem doppelten Fußboden der Bude eine große eiserne Brechstange, welche die Diebe Krummkopf zu nennen pflegen.

Alle diese Instrumente bewiesen, daß man es mit Schränkern*) der gefährlichsten Sorte zu thun hatte. Außerdem fand

---

*) Die Berliner Diebe von Profession theilen sich nämlich in sogenannte Schränker und Torfdrücker. Die Letzteren begehen nur Taschen- und Gelegenheits-Diebstähle, sogenannte Schlamassen. Die Ersteren legen sich ausschließlich auf gewaltsame Einbrüche, Masematten genannt, welche sie

man noch verschiedene Börsen, Leuchter und Kleidungsstücke, welche von früheren Diebstählen herzurühren schienen. Aber die Noth, in welcher sich die ganze Bande augenscheinlich befunden hatte, bewies, daß dieselbe lange Zeit hindurch keinen günstigen Fang gethan hatte.

---

mit verschiedenartigen Werkzeugen, dem sogenannten Schränkzeug verüben. Sie halten es unter ihrer Würde sich mit Taschendiebstählen zu beschäftigen, und greifen nur im Schwindel d. h. in der Noth nach solchen.

II.

Das Intermezzo.

Wir lassen die Diener der Polizei bei ihrer Beschäftigung zurück und folgen dem Schicksale der gefangenen Schränker. Zu sehr überrascht von ihrer plötzlichen Verhaftung gingen dieselben schweigend neben einander her und schlugen den bekannten Weg nach dem Molkenmarkte ein.

Der eine der Musquetiere ging vorauf, ihm folgten die beiden männlichen Gefangenen und hinter diesen kamen der Gensd'arm und der zweite Soldat und führten die beiden Frauenzimmer in ihrer Mitte.

Erst als sie das Joachimsthal'sche Gymnasium im Rücken hatten und sich die kleine Burgstraße entlang nach der heiligen Geiststraße hin wendeten, flüsterte der jüngere Schränker dem ältern zu:

„Ich hätte es nicht geglaubt Schmerles, daß wir so schnell würden verschütt gehen (verhaftet werden). Der Lambden (der Polizist) war ein flinker Mann."

Laß gut sein, Aalauge, erwiederte der Angeredete, wir stehen nicht treife (man kann uns nichts beweisen). Wir machen den Putz, daß wir die Cabache gefunden, wie sie liegt, und der Balverschmai kann uns nicht stürzen (wir machen die Ausrede, daß wir unser Nachtquartier gefunden, wie es liegt und dee Criminalrichter kann nns nicht strafen). Mich jammert nur der schöne Masematten (Diebstahl), den ich habe fünf Nächte lang baldowert (ausgekundschaftet), der uns für ewig hätte gemacht reich und den nun der lange Schmuel mit dem blonden August morgen allein heben (verüben) wird.""

„Und mich, flüsterte der jüngere Gefangene, jammert mein schönes Schränkzeug und meine Chonte (Geliebte), welche nun mit uns alle wird (verhaftet wird)."

„„Laß Du die Chonte (das Mädchen), erwiederte der jüdische Schränker, die Chonte wird schon machen ihren Putz (ihre Ausrede) und die Chonte wird hingehen zum langen Schmuel und dann wird er müssen mit uns hellen (theilen). Denn der Masematten gehört uns.""

Dieses Gespräch würde gewiß noch längere Zeit hindurch fortgesetzt worden sein, wenn nicht der die Eskorte führende Gensd'arm solches mit den Worten:

„Wird das Gedibbere (Gerede) mit Euch bald ein Ende nehmen," unterbrochen und dieses Verbot mit einigen Donnerwettern und anderen sehr wohl verständlichen Zeichen begleitet hätte.

Nach dieser Unterbrechung herrschte wieder ein tiefes Stillschweigen in der gefesselten Bande, welches nur von Zeit zu Zeit durch die schweren Seufzer der Alten unterbrochen wurde, bis die Chonte mit einer gar nicht unleidlichen Stimme einen Gassenhauer zu jodeln begann, welcher von der Frechheit derselben einen hin-

reichenden Beweis lieferte, gleichzeitig aber zur augenblicklichen Erheiterung ihrer Genossen wesentlich beitrug. Hätten dieselben nicht wegen des herrlichen Masematten, zu welchem sich endlich in der folgenden Nacht der lang ersehnte günstige Moment gezeigt hatte, der ihnen nun aber rettungslos entzogen wurde, einen tiefen Grimm im Herzen getragen, so würden sie ihrem Schicksale mit heiterem Muthe entgegen gegangen sein. Aber unter den obwaltenden Umständen schritten sie mit finsterer, unmuthiger Geberde näher und knirschten wüthend mit den Zähnen, als ihnen bei den Schlächterscharren der Nicolaikirche die hohen Mauern der Polizeigebäude entgegenstarrten.

Aber gerade an dieser Stelle sollte ihrem Schicksale noch einmal eine ganz unvorhergesehene günstige Wendung zu Theil werden. Ein Mann von riesenhaftem Wuchse trat nämlich hier dem Zuge, als er eben um die Ecke biegen wollte, entgegen und blies den Dampf einer mächtigen Cigarre dem den Transport führenden Gensd'armen harmlos ins Gesicht.

Wer die Natur eines Berliner Gensd'armen nur einigermaßen kennt, wird wissen, daß es für solche kein feindlicheres Element gibt, als den Rauch einer brennenden Cigarre. Wo sich diese beiden verschiedenartigen Elemente einander begegnen, da erhebt sich deshalb auch jedesmal ein Kampf, welcher, wenn er auch nur um die Summe von zwei Thalern oder um eine acht und vierzigstündige Gefängnißstrafe geführt wird, dennoch in der Regel an Hartnäckigkeit seines Gleichen sucht.

So entspann sich auch zwischen dem hier unseren Lesern vorgeführten Gensd'armen und dem unbekannten Raucher sehr bald ein heftiger Wortwechsel, welcher, da der Tabacksliebhaber den Ermahnungen des Polizeidieners durchaus nicht Folge zu leisten geneigt

war, endlich in einen ernsten Faustkampf überging. Bei diesem hatte der diensteifrige Beamte sich jedoch an einen Gegner gemacht, der ihm weit überlegen war. Denn der Unbekannte besaß so riesenhafte Kräfte und eine so seltene Gewandheit, daß der Gensd'arme sich in wenigen Secunden mit einer unzählbaren Menge von Faustschlägen und Rippenstößen bedeckt sahe und, seiner Sinne beraubt, auf eine dicht neben dem Kampfplatze befindliche Treppe niedersank. Den Musquetieren, welche ihrem unglücklichen Führer zu Hülfe eilen wollten, erging es nicht besser. Denn der Unbekannte packte mit jedem seiner riesigen Arme einen derselben beim Kragen und schlug ihre Köpfe mit einer so unwiderstehlichen Gewalt an einander, daß solche ein klapperndes Geräusch wie von hohlen Nußschaalen hervorbrachten und daß den Inhabern dieser Köpfe Hören und Sehen für mehrere Minuten verging.

Diesen günstigen Zeitpunkt benutzte die Chonte, um sich und ihren Genossen die Freiheit zu verschaffen.

Es war ihr schon seit mehreren Minuten gelungen, die Bande, mit welchen ihre Arme auf dem Rücken zusammengebunden waren, zu lösen, indem sie sich der alten Lumpensammlerin, welche man aus Mitleiden wieder entfesselt hatte, von Zeit zu Zeit auf eine geschickte Weise näherte. Durch eine übermäßige Anstrengung aller Kräfte streifte das gewandte Frauenzimmer diese Bande völlig ab, wobei sie freilich einen Theil ihres Aermels einbüßte, holte aus einer verborgenen Tasche ihres Camisols ein Messer hervor und zerschnitt die Stricke, durch welche ihre Gefährten am Entspringen gehindert wurden.

Diese ließen die ihnen gebotene Gelegenheit natürlich nicht unbenutzt, sondern waren in wenigen Secunden nach allen Himmelsgegenden hin zerstoben.

Als die Musquetiere aus ihrer Betäubung erwachten, waren sie anfangs geneigt die Vorgänge dieser Nacht für einen unruhigen Traum zu halten und sich auf ihrer Pritsche wohlgefällig zu dehnen. Aber das feuchte Straßenpflaster, welches einen Theil seines Kothes an ihre Uniformstücke abgetreten hatte, die vor ihnen liegenden Fesseln der Entflohenen und die ächzende Figur des Gensd'armen führten sie bald in das Reich der Wirklichkeit zurück. Wenige Minuten darauf langten die Musquetiere in der Ordonnanzstube der Stadtvoigtei an und lieferten dort anstatt der gefangenen Diebe, den kranken Gensd'armen ab, welcher erst am Morgen im Stande war in seine Behausung zu wanken.

III.

Das Voigtland.

Berlin bestehet eigentlich aus zwei Städten, einer größern, der wirklichen Residenzstadt, und einer kleinern, dem *Voigtlande*.

Man belegt das letztere zwar in der Regel nur mit dem Namen der *Rosenthaler Vorstadt*, aber das Voigtland ist weit mehr, als eine bloße Vorstadt, es ist eine Stadt für sich. Schon seine ganze Bauart macht es zu einer solchen. Während man in der Residenzstadt und den übrigen Vorstädten fast nur drei- und vierstöckige Gebäude und schön gepflasterte Straßen mit blendenden Gaslaternen erblickt, sieht man im Voigtlande nur schmutzige Oellampen, ungepflasterte Straßen, deren Koth ganze Armeen verschlingen könnte, und kleine einstöckige Häuser, welche ohne Kellerraum tief in die Erde hineingebauet sind, und in deren unförmliche Dachfenster jeder nur ziemlich ausgewachsene Mann bequem hineinzuschauen vermag.

Auch die Gewerbe, die Sitten und die Gebräuche der Einwohner sind von denen der Residenz völlig verschieden. Denn die Bewohner des Voigtlandes bestehen ihrer Mehrzahl nach nur aus Kesselflickern, Topfflechtern, Torfträgern, Lumpensammlern, Hundehändlern, Schweineschneidern, Knochensammlern, Holzhauern, Webern, Flickschneidern, Bücklingshändlern, Obsthökern, Schuhflickern, Vogelstellern, Pyramidenfabrikanten, Waldteufeljungen und anderem derartigen Gelichter. Die Honoratiorен dieser verschiedenartigen Menschenraçen werden durch pensionirte Unterbeamte, durch dürftige Wittwen, durch unbemittelte Hauseigenthümer, durch die Inhaber der Kramläden und durch die Beamte des Voigtlandes gebildet.

Die Ehen sind im Voigtlande nicht beliebt, da auch die billigste Hochzeit mindestens 1 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf. an Traugebühren kostet und man für diese Summe ganze Fluthen des köstlichsten Branntweins zu beschaffen vermag. Viele Voigtländer leben daher in einer sogenannten polnischen Ehe, wobei die Polizei auf sehr verschiedenartige Weise getäuscht wird.

Injurien gibt es im Voigtlande nicht, denn man findet dort schwerlich zwei Menschen, welche nicht schon irgend einmal in ihrem Leben, sei es durch Worte oder durch Thaten, mit einander gekämpft haben sollten. Demnach hat der Voigtländer auch einen sehr versöhnlichen Charakter, indem er Verunglimpfungen eben so schnell vergißt, als er solche zufügt, und indem er heute denjenigen als seinen lieben Bruder umarmt, welchen er gestern als seinen erbittertsten Gegner verfolgt hat.

Die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Voigtländer bestehen in Branntwein, Kaffee, Brodt, Kartoffeln und Schweineschmalz.

Die Executoren und die Steuerbeamten sind seine natürlichen Feinde und er befindet sich in stetem Kampfe mit denselben. Hingegen

ist der Revier-Polizei-Commissarius der Abgott sämmtlicher Voigtländer. Er muß alle Streitigkeiten entscheiden, er muß bei jedem Faustkampfe als rettender Engel erscheinen, er muß Armen-Unterstützungen auswirken und Straferlasse bevorworten, kurz in seine Hände sieht der Voigtländer sein ganzes Lebensglück gegeben. Mit der Verweisung auf den Polizei-Commissarius schreckt der Voigtländer daher böse Schuldner und säumige Miether; mit der Verweisung auf ihn tröstet er seine jammernden Wittwen und Waisen und singt seine Kinder in den Schlaf, und ein stolzes Bewußtsein drückt sich in seinen Mienen aus, wenn es ihm vergönnt gewesen, demselben vertrauungsvoll die Hand zu drücken.

Aber wehe dem armen Polizeibeamten, wenn der Voigtländer irgend ein Verbrechen begangen hat oder wenn seine Sinne an festlichen Tagen der berauschenden Kraft des Branntweins gewichen sind.

Wenn er dann losgelassen
Raset durch die schmutz'gen Gassen

so vermögen oft nicht die vereinten Anstrengungen mehrerer Mann Wache und mehrerer Polizeibeamten einen einzigen Voigtländer zu bändigen.

Eben so gefährlich ist der Voigtländer, wenn er, wozu ihm eine eigenthümliche Neigung beiwohnt, des Nachts mit Sack und Pack seine Wohnung verläßt, um den habsüchtigen Klauen seines Hauswirthes zu entgehen. Wehe dem unglücklichen Nachtwächter, der ihm, durch ein Viergroschenstück des Wirthes gewonnen, dann verrätherisch in den Weg tritt. Denn dann kämpft der Voigtländer um den eigenen Heerd, um seine einzigen und theuersten Besitzthümer, und gewöhnlich geht er durch Gewalt oder List aus diesem Kampfe siegreich hervor. Unterliegt er in demselben, so wird er

seiner gesammten Habe beraubt und man kann in solchem Falle füglich mit Schiller sagen:

Noch einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet Voigtlands Sohn zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe:
Was Wirthes Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und siehe! Es sind ihrer sieben.

Dann sinkt der Voigtländer aus dem Stande der freien Menschen in den der Schlafburschen herab. Das heißt, er, der bisher selbst Schlafburschen gehalten hatte, wird nun mit Frau und Kind zum Schlafburschen eines höher gestellten Voigtländers. Aus diesem Zustande der Abhängigkeit vermag er sich gewöhnlich nie wieder zu erheben da er selten von seinem kärglichen Verdienste so viel erübrigt, um sich eine neue Wirthschaft zu beschaffen.

Eine Kindererziehung findet im Voigtlande eigentlich nicht Statt. Denn das edle Elternpaar verläßt mit dem grauenden Tage seine Heimath, um seinen Geschäften nachzuleben. Die Kinder bleiben sich selbst überlassen, entweder in der öden Dachstube eingeschlossen, zurück, oder sie schweifen auf den schmutzigen Höfen umher. Das einzige schwache Surrogat der Kindererziehung bestehet darin, daß der Vater, wenn er am Abende des Geld spendenden Sonnabends berauscht heimkehrt, sowohl seine Gattin, als auch sämmtliche Kinder auf eine fürchterliche Weise abbläuet. Oftmals bedient er sich hierbei sogar seines jüngsten Säuglings als Prügelinstrument. Bereits mit dem sechsten oder siebenten Lebensjahre emancipirt sich der Voigtländer aus der väterlichen Gewalt. Seine erste Beschäftigung beginnt dann mit der edlen Kunst des Bettelns. Späterhin

tritt der Knabe als vagabondirender Geschäftsmann in irgend ein Gipsfigurencabinet oder in einen Hökerkram über. Nebenbei macht er schwache Versuche in Taschen- und Marktdiebstählen, und durch die reiche Ausbeute dieser Beschäftigung gelockt, stehet er bald als vollendeter Künstler in derselben da. Allmählig geht er zu kühneren Bestrebungen über und nimmt seinen Wohnsitz dann abwechselnd im Zuchthause und im Voigtlande.

Das Mädchen beginnt seinen Lebenslauf auf ähnliche Weise. — Mit einem kleinen Körbchen schweift es auf den Straßen müßig umher und betreibt einen Handel mit Rosen und Veilchen oder Schwefelhölzern. Sehr bald wird die frische Jugendblüthe derselben irgend einem jungen Wüstling zur Beute, und nachdem der von vorn herein nur höchst locker befestigte Schleier einmal gefallen ist beginnt ein wüstes und schwelgerisches Leben, welches nach mannigfachen Schicksalen gewöhnlich in das Bordell oder das Krankenhaus führt. Erst in reiferen Jahren kehrt die Voigtländerin aus diesem, jedoch zuweilen mit Zurücklassung ihrer Nase, als Gattin irgend eines berüchtigten Genossen in ihre Heimath zurück, falls ihr nicht als Winkelkupplerin oder Diebeshehlerin in der Stadt selbst ein noch einträglicheres Gewerbe zu Theil wird.

Eine eigenthümliche Kunst des Voigtländers bestehet darin, sich mit einem äußerst geringen Raum für seine sämmtlichen Bedürfnisse zu begnügen. Ein einziges, nothdürftig erleuchtetes Dachstübchen dient oft einer Familie von Vater und Mutter nebst mehreren Kindern und Schlafburschen zur Wohnung.

Den Centralpunkt und die eigentliche Krone des Voigtlandes bilden die sogenannten Familienhäuser. Diese großen, casernenmäßig angelegten Gebäude sind mit tausenden von Menschen bevölkert, welche genügen würden, ganze Städte mit Einwohnern zu versehen,

und welche hier bei einem geringen Miethszins ein nothdürftiges Obdach genießen. Von hier aus ziehen jeden Morgen ganze Horden räuberischen Gesindels durch das Hamburgerthor in die Stadt hinein und verbreiten sich wie die Pest, über alle Theile derselben. Von dem Leben nnd Treiben, welches in diesen Höhlen herrscht, in denen die tiefste Hefe des Volkes zusammengepreßt ist, vermag sich der Leser, welcher sich auf seinen weichen Kissen wohlgefällig streckt, kaum einen Begriff zu machen. Es ist keine Fabel, daß früher dort einzelne Stuben durch kreuzweis auf den Dielen gezogene Kreidestriche in vier Viertel getheilt wnrden und daß jedes dieser Viertel von einer zahlreichen Familie bewohnt wurde. Es ist ferner keine Fabel, daß zur Zeit des Winters in den Magen der dortigen Bewohner alljährlich hunderte von Hunden und Katzen ihren Untergang finden und daß dort ganze Familien den schmutzigsten und ekelhaftesten Krankheiten erliegen. Daß sich bei dieser Beschaffenheit des Voigtlandes dort namentlich in den Zeiten des Jammers und des Elends oft die gräuelvollsten Scenen ereignen, in denen die heiligsten Familienbande mit Füßen getreten werden und in denen der Mensch nur in seinem rein thierischen Zustande erscheint, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

Dieses schwache Bild von dem Leben und Treiben im Voigtlande mußten wir voranschicken, um den etwa unkundigen Leser in solches selbst einführen und die fernere Entwickelung unserer Erzählung in dasselbe verlegen zu können. — — —

Das Voigtland löst sich in seinen äußersten Grenzen in eine große Menge einzelner Gehöfte auf, welche dort auf freiem Felde erbauet sind und sich an die benachbarten Wege und Dörfer anschließen. In einem dieser Häuser befindet sich in einer unscheinbaren Kellerwohnung eine dürftige Kneipe, welche lange Zeit hindurch

ein Aufenthaltsort der gefährlichsten Diebe und Gauner gewesen ist. Der Wirth dieser Kneipe war ein kleiner, hinkender und verwachsener Kerl, aus dessen mäusegrauen Glotzaugen sehr viel Böses, aber wenig Gutes hervorleuchtete. Das Geschäft desselben ging bei der geringen Zahl und bei der Dürftigkeit seiner Nachbarn so spärlich, daß er sich anscheinend in der größten Dürftigkeit befand. Er war schon seit mehreren Jahren Wittwer und besorgte seine kleine Wirthschaft durch eine Stieftochter, welche seine verstorbene Frau in einer früheren Ehe erzeugt hatte. Dieses junge Mädchen schien wenig für die Umgebung zu passen, in welcher sie sich befand. Denn die schlanke Gestalt derselben bewegte sich trotz ihrer dürftigen Umhüllung in so edelen, wohlgefälligen Linien, ihr großes blaues Auge drückte eine so stille Ergebenheit und ein so sanftes Gemüth aus, daß man sie nicht ohne Theilnahme zu betrachten vermochte und sich beim ersten Blicke davon überzeugt hielt, daß in ihrem Innern ein tiefes Leiden wohnen müsse.

Der alte Buckliche schien hierauf aber wenig Gewicht zu legen, denn er behandelte das Mädchen mit einer auffallenden Härte und Rohheit, und sein Ingrimm gegen dieselbe schien mit ihrer Ergebung in seinen Willen zu wachsen. Nur durch die Furcht, daß ihm von ihrer Seite einmal irgend ein Verrath seiner verbrecherischen Lebensweise erwachsen könne, ließ er sich von härteren Mißhandlungen gegen dieselbe zurückhalten. Sein eigentliches Gewerbe bestand nämlich darin, dem in der Gegend umherziehenden Gesindel einen sichern Zuflnchtsort zu gewähren und den Verkauf der von solchem geraubten Sachen und Kostbarkeiten an sichere Leute gegen reichliche Provision zu bewirken. Auf diese Weise stand er mit den gefährlichsten Verbrechern der ganzen Umgegend in Verbindung. Bei ihm fanden dieselben, wenn sie in der Noth waren, steten

Credit und bereite Aufnahme, von ihm wurden sie mit Rath und That bei ihren Unternehmungen unterstützt und bei ihm fanden sie Gelegenheit sich falsche Pässe und erkaufte Zeugen nach ihren Bedürfnissen zu besorgen. Trotz dieses lebhaften Treibens war es dem verschmitzten Sünder dennoch gelungen, sich lange Zeit hindurch gegen die Nachstellungen der Polizei sicher zu stellen und er war hierdurch zuletzt so dreist geworden, daß er in den zu seiner Wohnung gehörigen Kellern förmliche Diebesherbergen eingerichtet hatte.

Eine kleine, unscheinbare Lampe, welche an dem Fenster seines Verkaufslocales brannte, war den das Haus beschleichenden Vagabunden jedesmal ein erwünschtes Zeichen, daß ihnen in solchem keine Gefahr drohe. Dann schlüpften sie leise und behende in den unterirdischen Laden des Schenkwirths hinab, von diesem gelangten sie in die kleine, unscheinbare Wohnstube desselben und von hier aus in einen weiten Kellerraum, von welchem ein langer, finsterer Gang in die Gewölbe des Seitengebäudes führte. In diesen hauseten die heimlichen Gäste, Gespenstern gleich, indem sie sich im schmutzigen Kartenspiel übten oder indem sie auf einer weichen Streu an den Wänden entlang kauerten.

In der Nacht, mit welcher unsere Erzählung beginnt, war die dortige Gesellschaft besonders zahlreich und man sahe es dem unstäten, besorgten Wesen des Wirthes an, daß diese Nacht für ihn ein besonderes Interesse hatte.

Ehe wir aber die Glieder dieser Gesellschaft unsern Lesern einzeln vorführen, müssen wir die Localität der hier in Rede stehenden Spelunke näher beschreiben.

Dieselbe bestand aus einem vielleicht 10 Schritt in Quadrat haltenden Kellerraume, dessen Decke mäßig gewölbt war. Zwei kleine viereckige Fenster ließen es vermuthen, daß in diesem Locale

die Helle des Tages sich wenig von der Finsterniß der Nacht unterschied. Der Fußboden war ungedielt, aber fast in seiner ganzen Ausdehnung mit morschen Brettern belegt.

Ein alter mit unzähligen Beulen bedeckter eiserner Ofen ließ die Möglichkeit einer nothdürftigen Erwärmung zu. Die einzigen Meubles bestanden in einem großen hölzernen Tische und in mehreren alten Tonnen, welche als Sitzplätze dienten. Um den Ofen herum war der ganze Fußboden mit einer Lage von schmutzigem, zertretenem Stroh bedeckt und in der Ecke der Spelunke unter dem Fenster lagen mehrere alte Bettstücke und halb vermoderte Matratzen.

Auf diesen letzteren ruhete ein langer hagerer Mann, in dessen bleichen convulsivischen Zügen sich zwar viel Bosheit, aber auch die Spuren schweren erlebten Jammers und Elendes ausprägten. Der lange graue Bart dieses Mannes und der faltenreiche Kaftan, in welchen er seine mageren, aber doch höchst muskulösen Glieder eingehüllt hatte, zeigten in ihm einen strengen Bekenner des israelitischen Glaubens. Sein kahler Scheitel ruhete sinnend in der aufgestützten Hand des linken Armes und zeigte die fünf mageren Finger derselben, welche lang genug waren, um seinen ganzen Schädel zu umspannen. Dieser Mann, welcher unter seinen Genossen den Namen des langen Schmuel führte, war einer der verschmitztesten und gefährlichsten Schränker, da er ganz Deutschland unstät durchzog und eben so schnell mit seiner Beute verschwand, als er gekommen war.

Vor ihm lag ein Frauenzimmer, deren Kopf auf einem kleinen Bündel ruhete, welches die Habseligkeiten des langen Schmuel zu enthalten schien. Die etwas hervorstehenden aufgeworfenen Lippen dieses Frauenzimmers gaben ihr zwar für den ersten Augenblick ein

etwas unedles gewöhnliches Ansehen, aber das Gesicht desselben besaß eine so blendende Weiße, und diese Weiße wurde durch die Rabenschwärze des Haares so vortheilhaft gehoben, auch hatte ihre Nase eine so schöne Form und es blitzte in ihren großen dunkelen Augen ein so edeles Feuer, daß man den Geschmack des langen Schmuel dennoch nicht zu tadeln vermochte.

Zwischen beiden kauerte ein kleines Kind, dessen krauses Haar und dessen jüdisches Ansehen keinen Zweifel ließen, daß es dem langen Schmuel sein Dasein zu verdanken hatte. Das kleine Wesen, welches an den Verbrechen seiner Eltern noch keinen Theil nahm, spielte mit unschuldiger heiterer Miene an dem breiten Gürtel, welcher das Gewand seines Vaters zusammenhielt. Sein Anzug bestand eben so wie der seiner Mutter nur aus schmutzigen Lumpen und vermochte kaum es vor dem Frost zu schützen.

Diese ganze Gruppe hatte etwas höchst fremdartiges und romantisches, und man erinnerte sich beim Anblick derselben unwillkührlich an die gewiß allen unseren Lesern bekannten trefflichen Bilder „die trauernden Juden von Babylon" und „die schmachtenden Pilger in der Wüste,"

Von ganz anderer Beschaffenheit waren diejenigen drei Figuren, welche auf der Streu in der Gegend des Ofens lagen. Es waren dieses ächte Berliner Stadtkinder mit rohen gemeinen Gesichtern, welche nicht das mindeste Interessante an sich trugen.

Einer dieser Kerle lag nur in eine zerrissenen Sommerhose gehüllt, sonst aber völlig nackt da, und hatte seine mit Ungeziefer erfüllten Kleidungsstücke von sich geworfen, weil ihm solche beim Liegen beschwerlich fielen. Dieser Kerl war von Profession ein Sandfuhrmann und zeichnete sich durch eine eigenthümliche Geschicklichkeit im Pfeifen aus, vermittelst welcher er fast alle Instrumente

nachzuahmen vermochte, weshalb er auch von seinen Genossen der Maulspitzer genannt wurde. Nachdem er das Unglück gehabt hatte, daß sein treues Roß gestürzt war, ohne daß er hinlängliche Mittel besaß, sich ein neues derartiges Geschöpf zu erschwingen, erhob er die Kunst des Stehlens, welche er früher nur als Dilettant geübt hatte, zu seinem Hauptnahrungszweige.

Das neben ihm liegende Individuum war von einer ganz ähnlichen Beschaffenheit, unterschied sich jedoch dadurch wesentlich von ihm, daß bei solchem die untere Hälfte des Körpers sich im paradiesischen Zustande befand und die obere mit einer alten Militärjacke bekleidet war, während bei jenem gerade das umgekehrte Verhältniß obwaltete.

Das dritte Mitglied dieser Gruppe war bei weitem jünger als seine Genossen und zeichnete sich durch sein lang gescheiteltes blondes Kopfhaar aus, welches ihm den Beinamen des blonden August verschafft hatte. Die vollständige Bekleidung, in welcher sich dieser junge Mann befand, ließ vermuthen, daß er der menschlichen Gesellschaft noch nicht in dem Grade entfremdet war, als seine beiden Cameraden. Aber sein wüstes, verschmitztes Gesicht und seine dürftige Kleidung, welche trotz der strengen Jahreszeit nur in einem leichten Ueberrocke und in kurzen zerrissenen Sommerhosen bestand, bezeichneten ihn nicht minder als einen gefährlichen Vagabunden.

Zwei junge Mädchen, welche an dem schmutzigen Tische in der Mitte der Spelunke saßen und dort ungenirt mit ihrer Toilette beschäftigt waren, bildeten die Perlen dieser sauberen Gesellschaft. Es waren ein Paar lüderliche, verworfene Geschöpfe, wie man sie in den belebten Straßen Berlins an jedem Abende zu Hunderten umherschwärmen sieht, und welche dort das Gewerbe der Wollust

mit dem des Diebstahls vereinigen. Sie wetteiferten in rohen, gemeinen Scherzen mit einander und jubelten insbesondere über die schamlosen Costüme ihrer männlichen Gefährten.

Während die Familie des langen Schmuel schweigend der Ruhe pflegte, und namentlich das Haupt derselben in dumpfem Trübsinne vor sich hinstarrte, führte das Kleeblatt auf dem Strohlager ein lebhaftes Gespräch mit einander, bei welchem namentlich der blonde August das erste Wort führte.

„Jungens," rief er prahlend aus, „heute liegen wir hier noch wie die Hunde und lassen uns von Jobs Ungeziefer fressen, aber übermorgen sollt Ihr Champagner saufen und Bratwurst essen, daß Euch das Herz im Leibe lacht. Denn morgen giebts ein Stück Arbeit, wie es vielleicht seit zehn Jahren kein Schränker vollführt hat." *)

„„Wird auch nicht so gefährlich sein,"" erwiederte der Sandfuhrmann. „„Wirst genug haben, wenn Du Dir bei Schlesinger einen warmen Rock kaufen und Deiner Chonte ein Stück Zeug auf den Leib schaffen kannst. Denn der pucklige Jobs hat Dich gehörig in der Kreide.""

„Und wenn mich Jobs mit 1000 Thalern in der Kreide hätte, so wollte ich ihn auskaufen, denn unser Geschäft geht in die 10,000 und lauter baares Geld, so daß der Schärfenspieler (Diebeshehler) nichts zu schlucken hat."

---

*) Da die Berliner Diebe ihre Gespräche fast nur in der ihnen eigenthümlichen Diebessprache führen, so müßten wir solche, um völlig wortgetreu zu sein, auch eigentlich nur in dieser Sprache redend aufführen. Um aber den Leser nicht durch die fortwährende Erklärung der vielen dem Laien unverständlichen Worte zu ermüden, bedienen wir uns in Zukunft mit wenigen Ausnahmen immer der gewöhnlichen hochdeutschen Sprache.

„„Aber willst Du nicht, wie doch die Rede geht, das Geschäft mit dem Aalauge, dem langen Schmuel und dem schlauen Schmerles machen und noch die Jüdin zu ziehen, und werden diese nicht alle ihr Theil fordern? was wird Dir da noch bleiben daß Du unser einem das Gnadenbrodt anbietest?““ erwiederte der Sandfuhrmann höhnisch lachend, dann aber fuhr er leise flüsternd fort: „„Ich will Dir einen gescheiten Vorschlag machen, laß uns die Sache noch heut Nacht allein ausführen und mit dem Geld nach Hamburg eilen. Die anderen können dann mit der langen Nase nachsehen und zufrieden sein, wenn Du sie beim Pucklichen aus der Kreide bringst (ihre Schulden beim Kellerwirth bezahlst). Ich habe schönes Schränkzeug im dreieckigen Garten*) kabore gelegt (vergraben) und Du sollst mir für solches nur ein Viertheil von dem Erlöse abgeben. Du siehst lieber August, wie sehr ich im Schwindel stecke und ein guter Fang wäre mir wohl zu gönnen. Hat nicht der Schmerles mit dem Aalauge erst neulich ein gutes Geschäft gemacht und hat nicht der lange Schmuel Haus und Hof in Polen zu liegen?““

„Geht nicht alter Freund,“ antwortete der blonde August, „die Sache kann erst morgen Nacht geschehen. Denn der alte Herr hebt erst morgen das Geld aus der Erbschaft seiner alten Muhme und sein Geldkasten ist so schwer zu erbrechen, daß wir zu solchem wenigstens vier Mann sein müssen. Auch hat der Schmerles schönes Schränkzeug, also mußt Du schon zurück bleiben und das Haus hüten, falls nicht der lange Schmuel“ — — — —

---

*) Der dreieckige Garten ist ein Hohlweg zwischen dem Rosenthaler und Schönhauser Thore. Dieser Fleck wird von den Berliner Dieben vorzugsweise dazu benutzt, die gestohlenen Sachen zu vergraben.

„„Dir das Genick umdrehet,““ kreischte plötzlich die Stimme des eben Genannten dazwischen, welcher mit seinen feinen Ohren jedes Wort des Sandfuhrmannes wohl vernommen hatte, plötzlich von seinem Lager aufgesprungen war und seine langen dünnen Finger wie ein dichtes Flechtwerk um den nakten Hals des Sandfuhrmannes schlang, während er ihm die Knie auf die Brust setzte. „„Ich werde Dich Schurken lehren mir meinen Masematten zu stehlen und mir das Geschäft zu verderben, Fluch und Zeter über Dir,““ schrie der Jude wüthend, indem er den Hals des Sandfuhrmannes immer fester umschlang und denselben in das Gesicht spuckte, welches in wenigen Minuten dunkelblau aufschwoll, während der Sandfuhrmann mit Händen und Füßen zappelte.

Ohnfehlbar würde der wüthende Jude den Fuhrmann erwürgt haben, da sich durch den plötzlichen Wechsel der Scene erschreckt keiner der Anwesenden des Bedroheten annahm, wenn nicht plötzlich eine kräftige Hand ihn bei der Schulter gepackt und zurückgerissen hätte. Es war die Hand des Aalauges, welcher unvermuthet mit dem schlauen Schmerles und der Chonte in den Keller eingetreten war, um hier einen sichern Zufluchtsort nach ihrer Entweichung zu gewinnen. Wenige Minnten nach ihnen langte auch die alte Lumpensammlerin an.

„Zum Donnerwetter was habt ihr hier für Streit mit einander,“ fluchte der schlaue Schmerles, indem er das Aalauge zu unterstützen suchte, welcher den langen Schmuel nur mit Mühe zu bändigen vermochte. Dieser wurde durch den Widerstand nur noch wüthender, schrie, indem alle Muskeln seines bleichen Gesichts zuckend aufschwollen und ihm der Schaum vor seine blau gefärbten Lippen trat, einmal über das Andere:

„„Daß Dich die Raben fressen und die Hunde in den Staub treten, verwünschte Bestie, ich werd' Dich lehren hier Verrath und Betrug anzuzetteln. Ist das eine Religion, ist das eine Moral, daß ein Schränker den andern bestiehlt?““ kreischte er noch wüthender, indem er neue Anstrengungen machte, sich seinen Genossen zu entwinden. Erst der Jüdin, welche jetzt ebenfalls von ihrem Lager aufgesprungen war, gelang es ihren Mann zu besänftigen. Aber inzwischen hatte sich der Sandfuhrmann aus seiner Betäubung erholt. Ergrimmt über den ihm widerfahrenen Schimpf sprang er von seinem unreinlichen Lager auf, riß aus der Tasche seiner schlotternden Hosen ein großes plumpes Brodmesser hervor und führte einen heftigen Stich nach dem Juden. Unfehlbar würde er denselben gerade in das Herz getroffen haben, wenn dieser nicht in das Futter seines Rockes mehrere große Goldstücke eingenähet gehabt hätte und wenn nicht die stumpfe Spitze des Messers an einem dieser Goldstücke abgeglitten wäre. Die Arme der Jüdin, welche den Sandfuhrmann krampfhaft umklammerten, hinderten denselben den Streich zu wiederholen; aber soviel Kraft blieb ihm noch übrig, um sich wüthend auf seinen Gegner zu stürzen und diesen in die Nase und die Wange zu beißen, so daß seine braunen Lippen und schwarzen Zähne vom Blut des Juden geröthet wurden. Dieser bekam dadurch, daß sich die Anstrengungen seiner vermittelnden Genossen nunmehr dem Sandfuhrmanne zuwendeten, wieder hinreichend Luft, um dem Letzteren das mörderische Messer zu entwinden; aber kaum in den Besitz desselben gelangt, regneten von Seiten der übrigen Schränker, welche endlich die Geduld verloren hatten, so viele Hiebe auf die beiden Streitenden hernieder, daß diese einen erzwungenen Frieden schließen mußten.

Den tückischen Blicken, mit denen der Jude das erbeutete

Messer zu sich steckte, sahe man es jedoch deutlich an, daß er seine Rache wider den Sandfuhrmann noch nicht aufgegeben hatte.

Die Erzählung der alten Lumpensammlerin und ihrer Genossen von ihrer Verhaftung und unerwarteten Befreiung heiterte die Erbitterten in kurzer Zeit wiederum auf, und in wenigen Minuten saß die ganze Gesellschaft an den Tisch herum und ließ eine große Kanne Branntwein umherkreisen, um das Wohl des unbekannten Cigarrenrauchers zu trinken, welcher solche Heldenthaten vollführt hatte.

Auf allen Seiten zerbrach man sich die Köpfe, wer der Unbekannte gewesen sein könne.

„Es giebt nur einen Mann unter den unsrigen, der solche Kraft hätte, um Gensd'armen und Musquetiere wie die Fliegen zu schlagen," bemerkte der schlaue Schmerles.

„„Und dieser Mann sitzt im Zuchthause an der Barsel (Kette) und wird Gottes Himmel nicht wieder schauen, es ist mein eigener Bruder,"" setzte der Jude mit den Zähnen knirschend hinzu.

„Dein Bruder ist ein Kind gegen den Unbekannten," erwiederte die Lumpensammlerin, „denn der Gensd'arm, den er niederschlug, war eben derselbe, der Deinen Bruder gebändigt hat. Ich erkannte ihn an den riesenhaften Armen und dem langen schwarzen Barte. Nein, der einzige Mann der dem Unbekannten an Stärke gleich kam, war mein eigener Vater."

„Dein Vater?" erwiederte der blonde August spottend, „Du hast ja gar keinen Vater gehabt. Dich hat der Teufel aus der Hölle geworfen, weil Du ihm dort zu schlecht warst. Wer hat jemals etwas von Deinem Vater gehört?"

„So will ich, Lump, Dir von meinem Vater erzählen, und dann sollst Du unbärtiger Knabe mir sagen, ob Du werth bist, meinem Vater die Schuhriemen zu lösen!"

„Erzähle Lumpensammlerin, erzähle," donnerte es aus allen Kehlen am Tische, „Du hast in Deinem Leben etwas durchgemacht und kannst ein Wort mitreden."

Und nachdem die Kanne voll Brandtwein nochmals in der Gesellschaft umhergekreiset war und die Lumpensammlerin ein großes Stück schwarzen Brodes in ihren zahnlosen Mund gesteckt hatte, begann sie also:

IV.

Die Erzählung der Lumpensammlerin.

Ich bin nicht in Berlin geboren, sondern in einem kleinen Dorfe des sächsischen Erzgebirges. Mein Vater war der Sohn eines reichen, aber liederlichen Pachters und meine Mutter eine schöne schlanke Frau aus guter Familie. Nachdem uns Hungersnoth und Krieg alles geraubt hatte, wendeten wir uns nach Berlin, wo mein Vater als Soldat eintrat. Aber das schlechte, hündische Leben, welches die Soldaten damals im Frieden führten, und die harte Behandlung derselben behagten meinem Vater sehr wenig. Eines Morgens kam er blutend nach Hause, reichte meiner Mutter die Hand und rief weinend aus: „Christel, wir werden uns nie wiedersehen, der Corporal hat mich geschlagen und ich habe ihn erschossen.“ Zugleich küßte mein Vater mich und meinen jüngeren Bruder auf die Stirn und wendete sich weinend der Thür zu. Aber in demselben

Augenblicke traten zwei Grenadiere zu uns in die Stube, packten meinen Vater und banden ihn. Anfangs ließ dieser sich still, wie ein Lamm, alles gefallen. Als ihn jedoch einer der Grenadiere ins Gesicht schlug und ihn Mörder schimpfte, da wurde er kirschbraun im Gesichte, daß mir noch heute grauet, wenn er so vor mir stehet in meiner Erinnerung. Mit einem einzigen Ruck zerriß er die Stricke, welche ihn gefesselt hielten, wie Spinneweben, nahm seine Musquete, welche nahe bei ihm an der Wand stand, und schlug mit dem Kolben derselben seinen Beleidiger auf den Schädel, daß dieser in tausend Stücke zersprang und mir das Gehirn ins Gesicht spritzte. Der geschlagene Mann riß die Augen weit auf, als wolle er solche aus seinem Kopfe hinausschleudern, dann starrte er mich so gräßlich an, daß mir die Sinne schwanden, streckte die Arme von sich und stürzte zu meinen Füßen nieder.

Als ich wieder zu mir kam, war mein Vater entsprungen und meine Mutter beschäftigt dem fremden Manne den Kopf zu verbinden, aber vergeblich, der Mann war und blieb todt.

Drei Wochen lang hielten wir uns in unserer Hütte ängstlich eingeschlossen und lebten nur von den Almosen, welche uns die mitleidigen Nachbarn brachten; dann aber kam eines Tages ein schlichter Bauersmann und brachte einen Brief von meinem Vater, daß er glücklich entkommen wäre und unserer an der Gränze harre. Am nächsten Morgen schnürte meine Mutter, welche gerade hochschwanger war, ihre Sachen in ein großes Bündel, nahm solches unter ihren linken Arm, mich faßte sie am rechten Arme und meinen kleinen Bruder trug sie in einem großen Tuche in welchem wir immer für unsern Nachbar, den Apotheker, Camillenblüthen getrocknet hatten auf dem Rücken, und so wanderten wir eines Morgens zum Thore hinaus. Unterweges wurde meine Mutter krank und mußte auf

der Landstraße liegen bleiben, bis sie ein mitleidiger Scharfrichter neben einem todten Pferde auf seinen Karren nahm. Erst nach 3 Wochen erreichten wir meinen Vater und gingen mit ihm in die mecklenburgischen Wälder, wo mein Vater sich als Wilddieb nährte. Wir wohnten hier in einer alten Köhlerhütte, welche halb über, halb unter der Erde stand und führten ein gräßliches Leben. Denn so oft eine große Jagd in jener Gegend statt fand, was mein Vater von den Bauern, an welche er das geraubte Wild verkaufte, immer frühzeitig genug erfuhr, mußten wir unsere Hütte verlassen, damit wir in solcher nicht entdeckt würden, und in einer Felsenhöhle unseren Wohnsitz aufschlagen. Oftmals, wenn mein Vater nicht Geld genug hatte, um sich Pulver und Blei zu kaufen, hungerten wir Tage und Wochen lang und suchten uns von Wurzeln und Waldbeeren nothdürftig zu ernähren. Meine arme Mutter ertrug alles dieses Unglück mit großer Ruhe, denn sie liebte meinen Vater zärtlich und war am glücklichsten, wenn sie ihm mit ihren zarten Fingern, welche sie sich oftmals an den Dornen des Waldes blutig geritzt hatte, das dunkele Haar von der gebräunten Stirn streichen konnte.

Aber bei Weitem das Schrecklichste stand uns noch bevor.

Eines Abends ruhte ich mit meinem Kopfe im Schooße meiner Mutter, während meine beiden jüngern Geschwister auf einem Mooslager schliefen und sich an einem Feuer wärmten, welches in unserer Hütte einen freundlichen Schein verbreitete, als plötzlich ein großer, starker Mann in einer grünen Uniform und mit einem hohen Federbusche in unsere Hütte trat. Es war, wie ich aus der Beschreibung, welche mein Vater oftmals von diesem Manne gemacht hatte, der Oberförster. Er trat mit gespanntem Hahne in unsere Hütte ein, als er aber in solcher meine Mutter und uns

Kinder allein erblickte, zog er sein Gewehr zurück und trat mit den Worten barsch auf uns zu:

„Nun ihr Galgenbrut, treff' ich Euch endlich einmal. Ihr sollt mir schwer büßen für den Schaden, welchen ihr unserem allergnädigsten Herzoge anrichtet."

Meine Mutter erbleichte sichtlich bei diesen harten Worten und stürzte sich dem fremden Manne mit dem Ausrufe: „Erbarmen, Erbarmen, gnädiger Herr, wir sind ja schon so namenlos unglücklich!" zu Füßen, indem sie seine Knie flehentlich umklammerte.

Die Gestalt meiner Mutter, welche immer noch eine edele und schöne zu nennen war, das reiche dunkele Haar derselben und die eigenthümliche Beleuchtung, welche das flackernde Kienfeuer verbreitete, und welches alle Züge in dem bleichen Gesichte meiner Mutter auf eine seltsame Weise belebte, schienen auf den fremden Mann einen günstigen Eindruck zu machen. Denn er wurde plötzlich freundlicher gegen meine Mutter, ließ sich von ihren Schicksalen erzählen und schlang seinen Arm um dieselbe. Wir Kinder verkrochen uns hinter das Reisig, welches in unserer Hütte aufgeschichtet war, und getraueten uns nicht den fremden Mann anzuschauen, weil wir uns vor ihm fürchteten.

Plötzlich hörten wir unsere Mutter um Hülfe rufen und erblickten dieselbe zu unserem Schrecken mit dem fremden Manne heftig ringend.

Wir fingen ebenfalls laut an zu schreien und zu weinen, und in demselben Augenblick trat mein Vater in die Hütte. Kaum sahe er, was in derselben vorging, als wir auch den wohl bekannten Knall seines Gewehres vernahmen und die Hütte mit Rauch erfüllt sahen. Aber der Unglückliche hatte fehlgetroffen. Sei es, daß ihn

der flackernde Schein des Feuers getäuscht, oder daß er in der eigenen Aufregung unsicher gezielt oder daß meine Mutter eine unglückliche Wendung gemacht hatte, genug die Kugel hatte den Oberförster nur leicht an der Backe gestreift und war dann meiner armen Mutter gerade in's Herz gedrungen, so daß sie röchelnd im Todeskampfe lag und sich ein warmer Blutstrom aus ihrer zuckenden Brust ergoß.

Der Oberförster erhob sich mit dem Ausrufe „Meuchelmörder" von dem Leichnam meiner Mutter und stürzte sich wüthend auf meinen Vater, der für den ersten Augenblick von der Größe des Unglücks, welches er angerichtet hatte, völlig gelähmt war. Aber gleich darauf wurde sein Gesicht wieder so kirschbraun, als damals, wo er dem fremden Soldaten die Hirnschale zerschlug, und seine Augen füllten sich mit Blut. Mit einem gewaltigen Stoße schleuderte er den Räuber seiner Ehre von sich und begann mit solchem einen furchtbaren Faustkampf.

Aber der Oberförster war ebenfalls ein sehr starker und gewandter Mann. Zweimal hatte er meinen Vater schon niedergeworfen, jedoch immer von neuem erhob sich derselbe und drückte endlich seinen Gegner gegen einen der starken Pfähle unserer Hütte, indem er mit seiner rechten Hand den Hals desselben krampfhaft umschlang, um ihn so langsam zu erwürgen.

Aber in demselben Augenblicke stürzte der Hund des Oberförsters in unsere Hütte und zerfleischte den Schenkel meines Vaters. Unfehlbar würde derselbe nunmehr haben erliegen müssen, wenn mir nicht der liebe Gott einen klugen Gedanken eingegeben hätte. Ich nahm das Gewehr, welches der Oberförster mitgebracht und in meiner Nähe sorglos niedergesetzt hatte, setzte es dem Hunde ins

Kreuz und drückte es glücklich ab, so daß dieser heulend zusammenstürzte. Der starke Knall betäubte mich und ich fiel ohnmächtig zurück.

Als ich erwachte, lag der fremde Mann auf dem Boden unserer Hütte, seine Augen waren weit aufgerissen und gebrochen, sein Gesicht war dunkelblau gefärbt und seine Zunge hing zwischen den schönen weißen Zähnen weit aus dem Halse heraus, um diesen selbst zog sich ein purpurrother Streifen, in welchem alle Finger der furchtbaren Hand meines Vaters sichtbar waren.

Mein Vater kniеete vor dem Leichnam meiner Mutter und wischte das geronnene Blut von ihrer Wunde. Sein Gesicht war bleich wie Marmor, seine Augen waren tief, sehr tief in ihre Höhlen zurückgetreten, und keine Thräne netzte seine brennenden Wangen. Als er sahe, daß meine Mutter nicht wieder ins Leben zurückkehrte, drückte er noch einen Kuß auf deren bleichen Lippen und stürzte zur Hütte hinaus.

Ich habe ihn seit jenem Abende nie wieder gesehen.

Als ich am andern Morgen aus dem betäubenden Schlafe erwachte, in welchen ich versunken war, schien die Sonne freundlich durch die geöffnete Thür unserer Hütte und eine Lerche hüpfte munter vor derselben umher und zwitscherte fröhlich ihr Morgenlied. Aber drinnen lag unsere gute Mutter mit gebrochenen Augen und erwiederte nicht den freundlichen Zuruf meiner Brüder und den warmen Druck meiner Hand.

Zwei Tage lang blieben wir bei der Leiche meiner Mutter, dann trieb uns der böse Geruch und der Hunger hinweg. Wir liefen weit, weit durch den Wald und kamen endlich in ein Dorf, in welchem man uns von Thür zu Thür hinwegstieß, bis uns eine alte Frau mitleidig aufnahm und ihr kärgliches Brod mit uns theilte.

Bei dieser blieben wir mehrere Wochen lang. Ich machte oftmals den Versuch nach unserer Hütte zu meiner Mutter zurückzukehren, aber ich konnte sie nicht wieder finden, denn der Wald war zu dick und unwegsam. Wir suchten uns unserer Wohlthäterin dadurch dankbar zu erweisen, daß wir den Mist von der Landstraße zusammenlasen und auf ihr Stückchen Acker trugen.

Eines Morgens war ein ungeheures Gedränge und Gelaufe auf den Straßen; die Leute erzählten sich, es solle ein Wildschütz gerädert werden, welcher seine Frau und den Oberförster ermordet hätte. Der Delinquent war kein anderer als mein Vater, welcher sich den Gerichten selbst überliefert hatte, nachdem er mehrere Tage hindurch in wahnsinniger Verzweiflung umhergeirrt war.

Als die Leute von der Execution zurückkehrten, erzählten sie furchtbare Dinge von derselben. Mein Vater habe sich nicht gutwillig den mörderischen Schlägen des Henkers gefügt, sondern auf dem Schaffot einen furchtbaren Todeskampf begonnen und in solchem drei Scharfrichterknechte mit einer eisernen Traille, welche er von dem Geländer des Schaffots losgerissen, erschlagen, bis ihn ein Hieb mit einer Axt niedergestreckt hatte. Die Execution konnte nur an seinem Leichnam vollzogen werden.

Am andern Tage nach derselben jagten uns die Leute aus dem Dorfe hinweg, weil sie unsere Abkunft erfahren hatten und uns nunmehr verabscheueten.

Mehrere Wochen lang trieben wir uns obdachlos umher, nährten uns von Früchten, welche wir aus den Gärten und vom Felde stahlen und schliefen abwechselnd in Scheunen und Ställen oder im Freien. Endlich nahm uns ein Schäfer in seine Hütte auf, er gab uns zu essen und verschaffte uns alle Kleidungsstücke, welche er für uns im Dorfe zusammenbettelte. Wir halfen ihm dafür seine

Schaafe hüten. Aber eines Tages zogen viele Soldaten mit schönem klingenden Spiele den Weg entlang, welcher bei unserer Hütte vorüberführte.

Durch die Musik und die schönen blanken Uniformen angelockt, lief ich den Truppen nach und immer weiter mit denselben mit, bis ich den Rückweg nicht mehr zu finden vermochte und bis die Leute Halt machten, und auf dem freien Felde ein Lager aufschlugen. Hier blieb ich bei ihnen, da sich eine alte Marketenderin meiner freundlich annahm und mich pflegte. Bei dieser habe ich mehrere Feldzüge mitgemacht und sie bei ihrem Geschäfte unterstützt.

Ich würde bei dieser guten Frau gewiß noch sehr lange geblieben und späterhin in ihre Stelle eingerückt sein, wenn ich mich, nunmehr schon ziemlich herangewachsen, 'nicht in einem der Soldaten unseres Regiments verliebt hätte und von diesem überredet mit der ganzen nicht unbedeutenden Baarschaft meiner Wohlthärin durchgegangen wäre. Der Schändliche brachte mich bis nach Hamburg, hier verließ er mich, nachdem er mir mein ganzes Geld und meine sämmtlichen Habseligkeiten abgelockt hatte.

Ohne Hülfe und Unterstützung irrte ich mehrere Tage obdachslos in den Straßen Hamburg's umher; dann näherte sich mir eine freundliche alte Frau, welche mir schöne Kleider, schöne Sachen, gutes Essen und ein herrliches Leben bot, wenn ich ihr folgen wolle.

Man muß nicht Jahre lang mit einem hübschen, glatten Gesichte Marketenderin gewesen sein, um zu wissen, was solche Anerbietungen bedeuten sollen. Anfangs sträubte ich mich dagegen, dann aber willigte ich, vom Hunger getrieben ein, und bezog eines jener großen Häuser, welche sich in Hamburg am Hafen entlang ziehen und den Matrosen die Freuden des Landes im Uebermaße gewähren. Meine Schönheit und meine schlanke Gestalt verliehen

mir bald eine bessere Stellung und ich kam in ein Haus, welches nur von Personen höherer Stände besucht wurde. Ich erübrigte mir hier sehr bald ein erkleckliches Sümmchen, da ich es nicht scheute hier und da ein kostbares Stückchen, welches meinen Gästen gehörte, verschwinden zu lassen, sobald dieselben vom Taumel der Leidenschaften berauscht, sich mir arglos anvertrauten. Aber unvermutheter Weise hatte ich durch diese Manövres die Aufmerksamkeit der Polizei erregt. Denn als ich eines Abends die kostbare Dose eines jungen Mannes zu mir stecken wollte, welcher mir vom übermäßigen Genuß des damals so beliebten Whisky völlig berauscht schien, sprang derselbe plötzlich empor und gab sich mir durch den Ausruf: „Habe ich Dich endlich Canaille!“ als Polizeibeamter zu erkennen. Nur mit genauer Noth gewann ich Zeit zu entspringen, indem ich meinem Gegner eine vor uns stehende Bowle siedenden Grogs mit derselben Kaltblütigkeit ins Gesicht goß, mit welcher ich heut Nacht den dicken Nachtwächter tractirt habe.

Mehrere Tage lang verbarg ich mich auf dem Schiffe eines mit mir vertrauten Capitains, dann wendete ich mich, nachdem ich während seiner Abwesenheit die Schiffscasse mit Hülfe eines mir von früherer Zeit bekannten Matrosen erbrochen hatte, nach Berlin.

Hier vertraute ich mich einer der Verschickefrauen*) an, welche ich in Hamburg kennen gelernt hatte. Diese verschaffte mir sogleich

---

*) Verschickefrauen werden diejenigen Weiber genannt, welche ein sehr einträgliches Geschäft daraus machen, den Bordellwirthen geeignete junge Mädchen zuzuführen. Dieselben beziehen ihre Opfer theils aus hiesigen ge-

ein Unterkommen in dem früher so berühmten Hause der schönen Madame Bernhardt in der Friedrichsstraße. Die Tage, welche ich hier verlebt habe, gehören zu den schönsten meines Lebens, und alles, was man heute Vergnügen und Lust nennt, sind gegen jene Zeiten ein Kinderspiel!

Wir waren bei der Bernhard etwa zwei Dutzend Mädchen, lauter ausgesuchte Schönheiten. Unsere Toilette konnte mit der jeder Prinzessin wetteifern. Wir trugen nur Schuhe von Atlas und Kleider von Seide, und unsere Nahrung bestand in den ausgesuchtesten Confectüren und Getränken. Unsere Bedienung war fürstlich und unsere Gesellschaft wurde nur von den angesehensten und reichsten Personen der Stadt gebildet.

Damals konnte niemand sagen, daß er in Berlin gewesen war, wenn er nicht der schönen Madame Bernhard einen Besuch abgestattet und mit uns einen Abend bei einer Bowle des köstlichsten Weines unter Scherz und Jubel verlebt hatte. Jeden Tag machten wir die herrlichsten Spazierfahrten und Grafen und Fürsten stritten sich um die Ehre unsere Begleiter zu sein; kurz es war kein Vergnügen, und wäre es noch so selten und kostspielig gewesen, welches wir nicht im Uebermaaße genossen hätten.

Die Maskenbälle, welche in den Theatern stattfanden, waren nicht zu vergleichen mit den Maskeraden, welche bei uns gefeiert wurden und die großen Schlittenfahrten, welche in jener Zeit unter allen Vergnügungen den ersten Rang einnahmen, erhielten erst durch uns ihre wahre Würze.

---

sunkenen Frauenzimmern, theils aus auswärtigen Bordellen, theils machen sie entfernte Reisen, namentlich nach Braunschweig, Baiern und Sachsen, und locken hier unerfahrene Landmädchen an sich.

Ja ja, Kinder, ihr sehet es der alten Lumpensammlerin, welche jetzt mit morschen Lappen kaum ihre Blöße zu decken vermag, wohl nicht mehr an, daß sie einst in Sammt und Seide gegangen ist und daß einst Grafen und Fürsten zu ihren Füßen gelegen haben!!

Und auch dem stillen unscheinbaren Häuschen in der Friedrichsstraße No. 63 mit seinen fünf niedlichen Fensterchen und seinen drei niedrigen Etagen sehet ihr es nicht an, welche Macht und Herrlichkeit, welche Lust und welche Freude einstmals in diesen Räumen geherrscht hat! Ueber die drei steinernen Stufen, welche jetzt auf der einen Seite zu einer Eisenhandlung und auf der andern Seite zu einem Galanterieladen führen, hat oftmals die lange Schleppe meines seidenen Kleides gerauscht.

Als ich neulich nach dem großen Diebstahl in der Wechselhandlung dem Wachholderglase zu freundlich zugesprochen hatte und den Rückweg nicht zu finden vermochte, und als mich die boshaften Straßenbuben verfolgten und mit Koth bewarfen, da sank ich erschöpft auf diese drei Stufen nieder. Anfangs wußte ich nicht, wo ich mich befand, aber als mir ein tückischer Junge aus der Feuertiene, welche in der Nähe stehet, Wasser ins Gesicht spritzte und ich meiner wieder bewußt wurde, da erkannte ich, wo ich mich befand. Diese Erinnerung war zu wehmüthig und ich fing an bitterlich zu weinen, und ich freuete mich, daß ich wenigstens weinen konnte, denn meine vertrockneten Augen hatten lange keine Thränen hergegeben. Die dummen Jungen verhöhnten mich und schrieen mir zu

„Kiek, kiek, die Olle weent nach ihre Mutter“

und bewarfen mich nur desto ärger mit Straßenkoth, aber die Muthwilligen ahneten es nicht, welch' höllischer Schmerz in meinem Innern tobte — — —

Die Lumpensammlerin mußte bei diesen Worten inne halten, denn sie war zu sehr von innerer Bewegung ergriffen. Auch ihre Zuhörer starrten betroffen vor sich hin und die Jüdin wischte in ihren Augen, als wolle sie eine Thräne in solchen verbergen. Aber die Lumpensammlerin wurde ihrer Bewegung bald wieder Herr, sie that einen kräftigen Zug aus der Brandtweinkanne, welche der buckliche Jobs, der inzwischen auch am Tische Platz genommen hatte, ihr freundlich zureichte und fuhr dann weiter fort:

Als die Franzosen in Berlin hauseten, erreichte das Leben bei uns seinen höchsten Glanzpunkt. Denn viele der Goldhaufen, welche jene in der ganzen Welt zusammengeraubt hatten, wurden bei der Bernhardt verschleudert. Und Kinder, ich kann es Euch im Vertrauen erzählen, der Kaiser ist selbst bei uns gewesen! Ich werde diesen Abend in meinem Leben nicht vergessen. An demselben kam plötzlich ein französischer Offizier in unser Haus und zog sich mit unserer Mutter — so nannten wir die Bernhard — in deren Zimmer zurück. Ein junges Mädchen aus der Schweiz — welche sich späterhin vergiftete, weil ihr Gesicht von einer bösen Krankheit entstellt worden, und welche mit mir in einem Zimmer wohnte — hatte das Gespräch mit dem Fremden belauscht. Sie erzählte mir, derselbe habe unserer Mutter gesagt, sie solle dafür Sorge tragen, daß in dieser Nacht kein fremder Gast im Hause bleibe. Im obersten Stockwerke solle sie ein kleines Zimmerchen, welches aber nur eine einzige Thür haben dürfe, bereit halten, und in solchem ein Souper für sechs Personen anrichten lassen. An diesem solle unsere Mutter mit den beiden schönsten ihrer Mädchen Theil nehmen. Gleich nach Mitternacht würde ein kleiner Mann mit einem einfachen Offiziers-Oberrocke in Begleitung zweier Personen anlangen. Möge man den kleinen Mann nun erkennen oder nicht, so solle

man ihn bei Leibe nicht anders als mon général (Herr General) anreden. Uebrigens aber dürfe bei schwerer Ahndung niemand etwas von diesem geheimnißvollen Gaste erfahren. Zugleich hatte der französische Offizier unserer Mutter zwei schwere Goldrollen eingehändigt, derselben aber auch angekündigt, daß sie bis zur Ankunft des kleinen Mannes keinen Schritt von seiner Seite weichen dürfe.

Die Anordnungen des Offiziers wurden auf das Pünktlichste besorgt. Schlag 11 Uhr mußte jeder Fremde das Haus verlassen, und wir mußten uns sämmtlich zur Ruhe begeben. Die Schweizerin und ein anderes Mädchen, welches damals unter dem Namen, „die schöne Clotilde“ glänzte, waren als Gesellschafterinnen des Kaisers ausersehen.

Um ein Viertel auf ein Uhr kündigte der bekannte Ton unserer Hausglocke das Eintreten eines Gastes an und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, durch das Schlüsselloch meiner Thür zu sehen. Drei Personen, von unserer Mutter geführt, schritten über die kostbaren Teppiche unseres Hausflurs hinweg. Der erste war ein großer, starker Mann mit einem mächtigen schwarzen Schnurrbarte in der Tracht eines Mamelucken. *) Hinter diesem kam ein kleiner Mann in einem grauen Ueberrocke mit breiten, kräftigen Schultern. Sei es, daß er das Rauschen meines Kleides bemerkt hatte, oder war es nur Zufall, genug er warf einen Blick nach der Thür meines Schlafgemachs, welcher mich durch das Schlüsselloch

---

*) Dieser Begleiter des Kaisers war wohl kein anderer als der berühmte Leibmameluck Rustan, welcher bei Tag und bei Nacht nicht von der Seite seines Gebieters wich, und vor welchem derselbe kein Geheimniß irgend einer Art hatte.

hindurch wie ein Blitzstrahl traf und dessen Feuer ich nicht zu ertragen vermochte. Hinter dem kleinen Mann folgte ein französischer Offizier in einer reichen Uniform.

Nachdem die fremden Gäste schon eine lange Zeit hindurch in ihrem Zimmer verweilt hatten, trieb mich die Neugierde so sehr, daß ich es wagte die Treppe, welche zu dem dritten Stockwerke unseres Hauses führte, hinaufzuschleichen, in der Hoffnung irgend einen Blick in die geheimnißvolle Stube zu werfen. Aber ich hätte mein verwegenes Unternehmen schwer büßen können. Denn als ich eben um die Ecke der Treppe herumbiegen wollte, bemerkte ich, daß der Mameluck mit gezogenem Degen vor der Thür des Cabinets Wache hielt. Die Dunkelheit, welche an der Stelle, an der ich stand, herrschte, verbarg mich glücklicher Weise den Blicken des riesigen Wächters und verstattete mir einen unbemerkten Rückzug.

Während meines Aufenthalts in diesem Hause hatte sich meine frühere Neigung, hier und da einen kühnen Griff in die Taschen meiner Gäste zu wagen, völlig verloren. Denn einmal standen wir dort unter strenger Aufsicht, und zum andern besaß ich damals Geld im Ueberfluß; aber ich gab solches mit demselben Leichtsinne aus, mit welchem ich es erworben hatte.

Mit dem Kriege hörte auch mein Aufenthalt bei der Bernhard auf, indem ein aus demselben zurückkehrender Offizier eine fast wüthende Zuneigung zu mir faßte und nicht eher mit Bitten und Drohungen von mir abließ, bis ich meine Existenz nur auf ihn stützte. Aber sehr bald erfuhr ich es, daß mein Geliebter von allen Mitteln entblößt war und lediglich von Schulden lebte, welche er auf Rechnung einer von ihm täglich erwarteten Erbschaft machte. Diese schlug indeß fehl, indem sein Onkel sein ganzes Vermögen einer milden Stiftung zuwendete und eine Kugel, welche sich mein

Verehrer durch den Kopf jagte, war die Folge dieses unglücklichen Ereignisses.

Von allen Mitteln entblößt und mit Schulden überlastet, befand ich mich in einer sehr traurigen Lage, welche dadurch zu einer völlig trostlosen wurde, daß ich eine Frucht meiner Liebe unter dem Herzen trug, und deswegen in mein früheres Verhältniß nicht wieder zurücktreten konnte.

Nachdem ich alle meine Habseligkeiten, welche mir von den Gläubigern meines Geliebten noch gelassen worden waren, verkauft hatte, blieb mir gerade noch hinreichende Zeit übrig, um in der Charité eine Zufluchtsstätte für meine Entbindung zu suchen.

Die heftigen Gemüthsbewegungen, denen ich in der letzten Zeit ausgesetzt gewesen, hatten meine Kräfte aber in dem Grade erschüttert, daß ich das Leben meines Kindes fast mit dem Tode bezahlte und meiner Genesung nur äußerst langsam entgegen ging. Endlich war solche so weit vorgeschritten, daß ich aus der Anstalt entlassen werden konnte und mir nunmehr ein Unterkommen suchen mußte.

Der Tag meiner Entlassung war für mich ein schrecklicher. Früherhin gab es nichts, was mich an das Leben fesselte, als nur eben mein Dasein. Schätze und Verwandte hatte ich nicht, denn von meinen Brüdern habe ich niemals etwas zu hören bekommen, und Freunde besaß ich eben so wenig. Dennoch gefiel mir früher das Leben, weil ich solches in Saus und Braus zu genießen vermochte. Jetzt aber, wo ich von aller Hülfe entblößt, wo meine Schönheit, das einzige Gut, welches ich früher besaß, durch meine Krankheit völlig zerstört worden und wo ich in allen Unternehmungen durch die Sorge für mein Kind gehemmt wurde; jetzt besaß ich plötzlich ein Gut, welches ich zärtlich liebte und welches mich

mit ehernen, unerbittlichen Banden an die Welt fesselte — mein Kind!!

Ich kann es Euch versichern, daß, als ich an jenem verhängnißvollen Tage über die Weidendammer Brücke hinwegschlich, und nun seit langer Zeit wiederum zum ersten Male in die Pracht und Herrlichkeit der Stadt, mit dieser aber auch in meine trostlose Zukunft hineinschaute, da drückte ich mein Kind krampfhaft an mich, daß es laut aufschrie, und stand mehr als einmal im Begriff, mich mit solchem in den Strom zu stürzen. — — — Aber die Liebe zu meinem Kinde hielt mich zurück und ich schlich weiter, in die Stadt hinein.

Mein erster Gang war zur Bernhard, aber diese vermochte weiter nichts für mich zu thun, als daß sie mir einen Almosen reichte, welches gerade reichlich genug war, um mich für einige Tage vor dem Hungertode zu schützen.

Als ich in meinem einfachen kattunenen Kleidchen, mit dem unscheinbaren Häubchen auf dem nur spärlich wieder gewachsenen Kopfhaar und mit meinem unglücklichen Kinde auf dem Arme das Haus der Bernhard verließ, in welchem ich noch vor wenigen Monaten mit einer Fülle dunkeler Locken und in der Blüthe der Jugend geprangt hatte, und mir der Portier, welcher von mir manches Goldstück empfangen, mit höhnender Miene die Thür öffnete, da war es mir, als wenn die Erde unter mir zusammensinke und ich fühlte mich bis in mein Innerstes zerknirscht. Ich glaube, wenn sich in diesem Moment jemand meiner angenommen hätte, ich wäre umgekehrt von meinem frühern Wege, ich hätte gearbeitet, gearbeitet, daß mir das Blut aus den Nägeln gesprungen, um mich und mein Kind zu erhalten. Hätte ich in diesem Moment einen Retter gefunden, vielleicht säße ich jetzt im Kreise glücklicher Enkel

und genösse ein ruhiges Alter, während ich jetzt, auf Tritt und Schritt verfolgt von den Schergen der Polizei, jeden Augenblick dem größten Elende Preis gegeben bin und mein Kind als Eure Chonte einem gleichen Schicksale entgegenführe.

Mein späteres Leben ist Euch allen hinreichend bekannt. Mit dürftigen Lappen bedeckt, bot ich das auf den Straßen für wenige Groschen, ja selbst für ein Stück Brod feil, was ich früher nur gegen Goldstücke in Sammt und Seide gespendet hatte. Dann wurde ich Diebin und Kupplerin, saß fünf Mal im Zuchthause und endlich blieb mir nichts mehr übrig, als die Kothhaufen zu durchwühlen und aus den Schätzen derselben ein elendes Dasein zu fristen. Aber dieser Erwerb ist so kümmerlich, daß, wenn ich Euch Jungens nicht manchmal ein schönes Geschäftchen herausspeculirte und meinem alten Körper dann einmal eine Güte anthun könnte, ich gewiß verhungern müßte. Oftmals wünschte ich von ganzer Seele mein Leben zurück zu haben um es noch einmal nach andern Grundsätzen durchleben zu können, aber dieser Wunsch ist vergeblich, und ich muß nun schon so vollenden, wie ich begonnen.

Mein einziger Tröster in der Noth ist noch der Brandwein; wenn er die steifen, zitternden Glieder wiederum erwärmt und kräftigt, wenn er mir alles im wirbelnden Kreise vor den Augen drehet und mein Gedächtniß im Strudel der Vergangenheit verschlingt, dann Kinder, ist mir am wohlsten und ich trinke, trinke immer von neuem, bis mir die Besinnung schwindet und ich im eisernen Schlafe dahinsinke.

Nur einmal noch in meinem Leben hatte es geschienen, als ob das Glück sich meiner annehmen wollte, aber leider nur, um mich die Schwere meines Unglücks desto tiefer fühlen zu lassen.

Es mag etwa 15 Jahre her sein, als ich mit Schwefelhölzern,

welche damals einen neuen sehr einträglichen Handelsartikel bildeten, von Straße zu Straße hausirend umherging. So kam ich auch in ein kleines Häuschen der Krausenstraße. Hier öffnete mir in einer höchst eleganten Wohnung des zweiten Stockwerks eine ältliche Dame, fertigt mich jedoch kurz ab, indem sie angeblich meiner Waare nicht bedurfte. Als ich mich hierdurch aber nicht abschrecken ließ, sondern ihr mein Elend mit nur desto schwärzeren Farben schilderte, da wurde sie plötzlich freundlicher zu mir und versprach mir eine völlige Verbesserung meiner Lage, wenn ich ihr einen Dienst erweisen wollte, welcher mir gar nicht schwer fallen könnte. Sie hätte nämlich eine verheirathete Tochter, aber obschon diese eine große Freude an Kindern habe, so wäre ihr doch nicht das Glück zu Theil geworden, ihren Gatten mit einem Nachkommen zu beschenken. Ich solle ihr daher irgend eine Mutter nachweisen, welche geneigt wäre ihrer Tochter ein Kind zur Erziehung zu überlassen. Das Kind dürfe aber erst vor einigen Wochen geboren sein. Sowohl Mutter als Kind würde hierdurch ihr Glück machen, denn die Mutter solle ein sehr gutes Geldgeschenk erhalten und das Kind würde fürstlich erzogen werden und einstmals ein reicher Erbe sein. Während dieser Eröffnungen nöthigte mich die Dame näher zu treten und zeigte mir in einem zweiten Zimmer eine bildschöne junge Frau, welche sie als ihre Tochter bezeichnete. Diese bestürmte mich mit noch ungestümeren Bitten als ihre Mutter, und machte mir noch größere Versprechungen, wenn ich ihren Wünschen willfahren würde. Zugleich setzte man mir ein köstliches Frühstück vor, wie ich es lange nicht genossen, empfahl mir aber das größte Schweigen über das mir gemachte Anerbieten.

Als ich die Wohnung der unbekannten beiden Damen verließ, ließ sich eine alte Frau, welche die Wirthin derselben zu sein schien,

mit mir in ein Gespräch ein und bestürmte mich mit neugierigen Fragen darüber, was ich in der Wohnung der Damen gewollt und gesehen habe. Zugleich theilte mir die Frau mit, beide Damen wären vor einiger Zeit hier angekommen, schienen sehr reich und aus einem fremden Lande zu sein. Sie lebten in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt und ließen namentlich keinen Menschen, nicht einmal ihre Wirthin mit einem Schritt über die Schwelle. Die Briefe, welche an die Damen kämen, wären mit keiner Adresse, sondern nur mit einzelnen Buchstaben bezeichnet. Ihre Anmeldung bei der Polizei hätten die Damen selbst besorgt. Die jüngere derselben ließe sich namentlich vor Niemand in der Welt sehen, und es scheine fast, als ob sie irgendwie einen Fehltritt begangen habe und dessen Folgen hier büßen wolle.

Natürlich hielt ich mich nicht für berufen, der geschwätzigen Alten über meinen Aufenthalt bei den beiden räthselhaften Damen weitere Aufklärungen zu geben, sondern ich begnügte mich, ihr zu sagen, daß man mir den Auftrag ertheilt, ihnen eine gute Wäscherin zu beschaffen.

Obschon mir das ganze Treiben der beiden Damen höchst räthselhaft vorkam, so beschloß ich dennoch, auf das Anerbieten derselben einzugehen, da ich bei solchem nur gewinnen konnte und da mir die Gelegenheit sehr nahe lag, den Wünschen der Unbekannten zu entsprechen. In der jämmerlichen Dachwohnung, in welcher ich damals mit meinem schon ziemlich herangewachsenen Kinde meinen Wohnsitz hatte, hausete nämlich auch ein höchst unglückliches, blutjunges Mädchen, welches dort in einer elenden, kaum bewohnbaren Kammer vor wenigen Tagen einem Kinde das Leben gegeben hatte. Das Mädchen schien, nach ihrer feinen Wäsche und ihren zarten Händchen zu urtheilen, aus guter Familie zu stammen, aber sie

schien auch sehr unglücklich zu sein, denn sie war von allen Mitteln entblößt und lag oftmals in furchtbaren Fieberphantasieen, in denen sich eine schwer gekränkte Liebe und schmerzlich getäuschte Hoffnung aussprachen. Unsere Wirthsleute behielten das arme Wesen, welches uns alle dauerte, mehr aus Mitleid, als aus Gewinnsucht, aber freilich vermochten wir weiter nichts für sie thun. Wir hatten sie erst in einer Krankenanstalt unterbringen wollen, aber sie beschwor uns knieend und fast in wahnsinnigem Zustande sie nicht dorthin zu führen, sie auch nicht zu fragen, wer sie sei, woher sie komme und wohin sie gehen würde.

Nachdem die Unglückliche sich einigermaßen erholt hatte, jammerte sie oftmals, daß sie nicht wisse, was aus ihrem Kinde werden solle, denn es sey niemand vorhanden, der sich desselben annehmen und für solches sorgen würde.

Diesem jungen Mädchen machte ich sofort den Vorschlag auf das Erbieten der beiden Damen einzugehen. Anfangs stieß sie solches in fast hitziger Aufregung zurück und weinte bitterlich, daß man ihr anmuthen könne, sie würde ihr Kind von sich stoßen. Aber als ich dem Mädchen recht lebhaft vorstellte, daß das Kind doch bei ihr im Elende umkommen müsse, daß es dort aber reich und glücklich würde, daß sie es also vor ihrem eigenen Gewissen nicht verantworten könne, wenn sie das Glück, welches ihr hier so unvermuthet zu Theil würde, von sich stieße; da wurde das Mädchen nachdenkender und ging endlich in meinen Vorschlag ein, indem sie mir schluchzend die Hand drückte. Aber sie machte es sich zur Bedingung, daß sie die beiden Damen selbst sehen nnd hören müsse. Ich setzte diese von dem günstigen Erfolge meiner Bemühungen in Kenntniß, und diese waren geneigt auf die Forderung des jungen Mädchens einzugehen, sobald solche während der Abendstunden und

nicht am hellen Tage zu ihnen kommen wolle. Als es nach einigen Tagen der Gesundheitszustand der unglücklichen Mutter gestattete, holte ein Miethswagen dieselbe in der späten Abendstunde ab und führte sie mit ihrem Kinde zu den beiden Unbekannten. Diese nahmen das Mädchen sehr liebreich auf und wußten dieselbe durch ihr freundliches, fast zärtliches Benehmen dahin zu stimmen, daß sie das Kind ihnen sofort zurückließ. Sie erzählten, daß sie in Italien zu Hause wären, daß sie aber oftmals nach Berlin kommen und der Mutter das Kind zeigen wollten. Auch würden sie noch mehrere Wochen in Berlin bleiben und die Mutter könne hier ihr Kind recht oft besuchen.

Erst beim Beginn der Nacht verließen wir die beiden Damen, entzückt von der Freundlichkeit derselben. Der unglücklichen Mutter wurde es sehr schwer sich von ihrem Kinde zu trennen, sie ergab sich aber endlich mit Ruhe in ihr Schicksal.

Am Mittage des andern Tages erhielt ich plötzlich einen großen Brief von den beiden Unbekannten, in welchem sie mir meldeten, daß unvorhergesehene Umstände sie veranlaßt hätten, sofort abzureisen. In dem Briefe lagen zweihundert Thaler in Kassenanweisungen, von denen die Hälfte mir, die Hälfte der Mutter des Kindes gehören solle. Zugleich wurden wir nochmals über das Schicksal des Kindes vertröstet. Das junge Mädchen, welches mir diesen Brief vorlas, gerieth beim Lesen desselben außer sich, fast hätte sie mich umgebracht, indem sie wüthend auf mich zustürzte und mich die Räuberin ihres Kindes nannte. Ich beruhigte sie nur mit Mühe, indem ich ihr vorstellte, daß das Glück ihres Kindes doch jedenfalls gemacht sei und daß sie dasselbe später oder früher wiedersehen würde. Diese Vorstellungen wirkten endlich und

ich versuchte es solchen noch mehr Nachdruck zu geben, indem ich das Mädchen auf den ihr gehörigen Antheil des Geldes verwies. Aber sie stieß solches, obwohl sie seit mehreren Tagen fast nichts gegessen, erzürnt von sich, indem sie erklärte, sie hätte ihr Kind nicht verkauft und hätte auch, als sie den Anerbietungen der Fremden gefolgt wäre, nicht ihren Vortheil sondern nur ihres Kindes Glück im Auge gehabt.

So behielt ich denn das ganze Geld und führte mit solchem eine gute Zeit hindurch ein glückliches Leben. Auch späterhin erhielt ich noch von Zeit zu Zeit von unbekannter Hand bedeutende Geldunterstützungen, aber nach etwa zwei Jahre blieben diese aus. — Ich hatte mich gleich nach dem Empfange des verhängnißvollen Briefes nach den Absenderinnen desselben in ihrer früheren Wohnung erkundigt, aber ich hörte hier, solche wären noch in der Nacht nach Neapel, wie sie gesagt hätten, abgereiset.

Die Mutter des verschwundenen Kindes blieb nur noch wenige Tage bei mir. Es war im ganzen Wesen derselben eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. In ihren sonst so milden, sanften Augen glühete ein dunkeles, unheimliches Feuer, ihre bleichen Gesichtszüge standen unbeweglich wie Marmor, kein Lächeln zuckte ferner auf ihren Lippen und ihr früheres, mildes Wesen hatte sich in eine barsche, abstoßende Härte verwandelt. Selbst ihre Stimme hatte sich verändert und war viel rauher und männlicher geworden. Nach wenigen Tagen verließ uns das junge Mädchen, ohne daß wir wissen, wohin sie gekommen ist. Auch späterhin habe ich nimmer etwas von ihr erfahren.

Hier schloß die Lumpensammlerin ihre Erzählung, von welcher sie sehr angegriffen zu sein schien. Denn nach wenigen Se-

cunden deutete ein lautes Schnarchen darauf hin, daß sie auf ihrem Sitze in tiefem Schlaf gesunken war. *)

---

*) Wir fühlen uns veranlaßt zu bemerken, daß die Lumpensammlerin sich natürlich nicht immer der Ausdrücke bedient hat, welche wir derselben hier in den Mund gelegt haben, sondern daß wir die Sprache derselben möglichst zu veredeln gesucht haben. Der verständige Leser wird uns hierfür gewiß Dank wissen. Uebrigens machen wir noch darauf aufmerksam, daß auch der verworfenste Mensch sich seiner Verworfenheit in gewissen Momenten bewußt wird und in diesem Bewußtsein oftmals Reflectionen und Gedanken zu erkennen gibt, deren Höhe man ihm wahrlich nicht zutrauen sollte. Wer, wie wir, vielfältig Gelegenheit gehabt hat mit gesunkenen Menschen in solchen Momenten umzugehen, wird die Richtigkeit dieser Bemerkung gewiß schon erfahren haben. Aber in diesem edeln Funken, welcher auch dem niedrigsten Menschen beiwohnt, liegt eben mit der größte Fluch der bösen That. — —

V.

Marianne.

Nunmehr müssen wir unsere sehr verehrten Leser bitten, die Spelunke des bucklichen Jobs auf einige Augenblicke zu verlassen und uns in dessen Wohnzimmer zu folgen. Hier bietet sich ein von dem vorigen ganz verschiedenes Bild dar. Das Meublement ist zwar auch hier ein dürftiges, denn dasselbe bestehet nur aus zweien Betten, einem Tische, einer gebrechlichen Commode, einem alten Spiegel, einem schadhaften Sorgenstuhle und einem schweren eichenen Koffer. Aber überall herrscht eine Reinlichkeit und eine Ordnung, welche man in diesen Räumen wahrlich nicht suchen sollte. Der sauber gescheuerte Fußboden ist da, wo er den Durchgang aus dem Laden des bucklichen Jobs in die hinteren Kellerräume gewährt, vorsorglich mit einer wenn auch höchst dürftigen Decke belegt, um ihn den Einwirkungen unreinlicher Füße zu entziehen. Die Bezüge der Betten wetteifern an Weiße mit dem frischgefallenen Schnee. Auf dem Tische und dem Koffer ist nirgends auch nur ein einziges Staubkörnchen zu erblicken, und auf der Commode, welche mit einer zwar ausgebleichten, aber reinlichen Decke belegt ist, liegt ein sau=

beres Nähezeug vor mehreren geistlichen Büchern, welche hier neben einem kleinen Toilettenkästchen und einem alten Uhrgehäuse in wohlgefälliger Ordnung unter dem Spiegel aufgestellt sind.

Kurz, alles deutet darauf hin, daß in diesen Räumen ein wohlthätiger Genius waltete, der sich von den unsaubern Geistern der Spelunke wesentlich unterschied.

Dieser wohlthätige Genius war an dem Abende, um welchen es sich in den vorhergehenden Abschnitten unserer Erzählnng handelte, nicht fern. Es war die Tochter des Kellerwirths, „die unglückliche Marianne“, welche ihre Jugend in diesen dumpfen Räumen fern vom Sang und Klang froher und glücklicher Menschen unter den boshaften Händen ihres Stiefvaters vertrauern mußte, und welche auf einem einfachen Holzschemmel vor ihrem sauberen Bettchen saß. Das volle kastanienbraune Haar derselben fiel in zwei schweren Flechten über ihre zarten Schultern herab und trug noch mehr dazu bei, um ihren bleichen Gesichtszügen den Ausdruck einer tiefen Melancholie zu verleihen. Ihr Anzug bestand zwar nur aus einem dünnen Kleidchen und einem abgenutzten wollenen Tuche, welches auf dem Rücken in einen großen Knoten verschlungen war, dennoch aber trug derselbe überall das Gepräge der Sauberkeit und Zierlichkeit und hob ihre schlanke Gestalt vortheilhaft hervor.

Vor ihr standen zwei kleine Kinderchen, ein Knabe von etwa 6 und ein Mädchen von 5 Jahren, deren krauses, pechschwarzes Haar und deren aufgeworfene Lippen darauf hinwiesen, daß sie zur Familie des langen Schmuel gehörten. — Es waren dessen beide ältesten Kinder. Sie blickten mit einem unendlichen Wohlgefallen, das sich in jedem ihrer Gesichtszüge ausprägte, auf Mariannes geschäftige Hände, welche eben dabei war, die Reste eines alten Kleides in ein für das kleine Mädchen bestimmtes Leibchen umzuwandeln.

„Ach was will ich mich freuen, liebe Manni (eine Abkürzung für Marianne), wenn erst mein neues Jäckchen fertig ist", jubelte das Mädchen, indem es jauchzend in die kleinen Händchen klatschte.

„„Aber das Leibchen wäre doch viel schöner geworden, wenn Manni solches Dir von dem bunten Stück Zeug gemacht hätte, welches ich Dir gestern aus der Stadt mitgebracht habe"", setzte der Knabe trotzig hinzu.

„Ja ich hätte Dein Zeug auch lieber gehabt mit den schönen bunten Farben", erwiederte das Mädchen traurig, „aber die Manni wollte es nicht annehmen. Denn sie sagte, Du hättest das Zeug gestohlen, und Stehlen das wäre eine Sünde, und sie wollte lieber ihr Kleid zerschneiden und mir aus solchem ein Leibchen machen, als daß ich sollte gestohlene Sachen tragen. Da muß ich schon mit dem zufrieden sein, was mir die Manni giebt."

„„Die Manni ist recht thöricht"", sagte der Knabe, „„durch die Reden seiner Schwester anscheinend tief gekränkt, „„daß sie das schöne Zeug wegwirft, und Dir aus den alten Lappen etwas zurechtschnitzeln will. Ich habe mich so gefreut, daß ich Dir, Schwesterchen, das schöne Zeug bringen konnte, und Dich in dem neuen Leibchen nicht mehr frieren würde und der Vater hat mich so gelobt, als ich das Zeug aus dem Laden nahm. Er sagte, ich hätt's ganz geschickt gemacht, er würde es selbst nicht haben besser machen können. Ich sollte nur in Zukunft etwas werthvolleres nehmen; denn unter dem Ladentisch, aus welchen ich das Zeug hervorlangte, während der Vater dem Kaufmann die fremden Goldstücke zeigte, lagen noch viele andere Zeuge, aber ich griff gerade nach diesem, weil es genau so aussah, wie das Kleid, welches Dir so sehr gefallen hatte, und steckte es dem Vater unter seinen langen Rock

in die große Tasche, welche er dort hat zum Schottenfellen.*) Und der Vater hat mich soviel geküßt und geherzt, als wir wieder nach Hause gingen, und hat gesagt, aus mir würde noch einmal etwas Ordentliches werden und ich würde ihm große Ehre machen.""

„Pfui," unterbrach Marianne den Knaben, welcher seine Heldenthat mit stolzem Selbstbewußtsein erzählte, „habe ich Dir nicht neulich das Gebot gelehrt: Du sollst nicht stehlen, und habe ich Dir nicht gesagt, der liebe Gott hätte das Gebot gegeben und da müßtest Du es befolgen. Hast Du das so schnell vergessen? Und habe ich Dir nicht ferner vorgehalten, was aus der Welt werden sollte, wenn immer einer den andern bestehlen wollte, und daß Du tüchtig arbeiten und Dir etwas redlich verdienen müßtest, wenn Du wolltest in den Himmel kommen?"

„Ach ja in den Himmel, wo die lieben Engelein sind mit den kleinen schönen Flügeln und den blanken Sternchen und den schönen Blumen," unterbrach das Mädchen Marianne's Rede, „da müssen wir einmal hineinkommen, lieber Bruder, und deshalb mußt Du nicht mehr stehlen. Denn die Leute sollen immer recht weinen, wenn man ihnen was gestohlen hat und sollen es dem lieben Gott klagen. Siehst Du, ich habe es neulich besser gemacht. Als der Vater mit mir das letzte Mal in der Stadt war, da sollte ich in ein großes schönes Haus zwei Treppen hoch gehen und sollte sagen, meine Mutter wasche dort, und dann sollte ich ein Stück Wachs

---

*) Schottenfellen bezeichnet in der Gaunersprache das Gewerbe der Ladendiebe. Gewöhnlich vereinigen sich mehrere derselben zu ihren Operationen und betreiben solche in der Weise, daß sie zunächst die im Laden anwesenden Kaufleute möglichst zu entfernen oder zu beschäftigen suchen. Ist dieses geschehen, so stecken sie ihnen zur Hand liegende Waaren in eine große Tasche, welche sich unter dem Futter ihrer Rockschöße befindet.

an das Schlüsselloch drücken und es dem Vater nachher wiederbringen. Aber es mußte wohl etwas Unrechtes sein, denn der Vater sagte es mir ganz leise und schärfte es mir wohl ein, daß ich Niemanden solle sehen lassen, was ich am Schlüsselloch vornehmen würde. Und da habe ich es nicht gethan, sondern ich habe dem Vater gesagt, ich könnte die Thür nicht finden. Da hat mich der Vater so geschlagen und hat gesagt, ich wäre recht dumm, er wolle Dich hinschicken, Du würdest es besser machen; aber ich dachte bei mir: der Bruder Siegbert geht auch nicht hin, dem hat es Marianne verboten. Und ich wollte es schon dem Vater sagen, daß er Unrecht thue, aber ich fürchtete mich vor ihm und die Mutter hat mir verboten, ich solle dem Vater nichts von den schönen Sachen sagen, die mir die Manni immer des Abends lehrt."

„Hast Du Deiner Mutter davon gesagt, was ich Euch gelehrt habe?" fragte Marianne betroffen.

„Ja, ich habe ihr erzählt von dem Christuskinde in der Krippe und von den heiligen drei Königen, welche der schöne blanke Stern geführt hat, und von den lieben Engelchen, welche bei Christus gewesen sind, und ich habe der Mutter auch die schönen Gebote hergesagt, welche ich bei Dir gelernt habe, und das Gebet, welches ich alle Abend sagen soll:

Lieber Gott, ich bitte Dich,
Ein frommes Kind laß werden mich,
Sollt' ich aber das nicht werden
Nimm mich lieber von der Erden.

und wie ich der Mutter das alles gesagt habe, da hat sie geweint und mich geküßt aber mir auch verboten, ich solle den Vater nichts davon wissen lassen."

„Das hat Deine Mutter gethan?" fragte Marianne hastig.

„Ja, sie hat es gethan und hat mir gesagt ich solle Dir recht folgsam sein.“

„Sonderbare Frau,“ murmelte Marianne vor sich hin, „sie billigt meine Worte und meinen Glauben, und dennoch haßt sie mich und verfolgt mich auf Tritt und Schritt!“

Der Knabe hatte, während diese Unterredung zwischen seiner Schwester und Marianne statt fand, beschämt vor sich auf die Erde geblickt, und in seinem jugendlichen Gemüthe einen schweren Kampf gekämpft, welchem seine unreifen Erfahrungen durchaus nicht gewachsen waren. Er vermochte in seiner Handlungsweise an und für sich nichts zu finden, was ihm geradezu Unrecht schien, denn vom ersten Augenblick seines Daseins hatte er den Diebstahl eine Tugend nennen hören, und das Lob, welches er von seinem Vater geerntet hatte, schmeichelte seiner Eitelkeit, aber dennoch sagte ihm ein dunkeles Gefühl, welches man bei einem älteren Menschen die Stimme des Gewissens genannt haben würde, bei einem so zarten Kinde aber nur als einen göttlichen Instinct zum Guten bezeichnen konnte, daß er unrecht gehandelt habe. Plötzlich fuhr er aber aus seiner nachdenkenden Stellung mit einer düstern Miene hervor, welche darauf hindeutete, daß er aus dem Labyrinth seiner Gedanken einen Ausweg gefunden hatte und richtete die Frage an Marianne, welche seinen Verstandeskräften nur Ehre machen konnte:

„Wie kann ich denn Unrecht gehandelt haben, da mir's der Vater doch befohlen hat so zu handeln und Du mich doch selbst gelehrt hast: Ich soll Vaters und Mutters Willen thun, damit mir's wohl gehe auf Erden?“

Diese Frage kam für Marianne höchst unerwartet, und es kostete ihrer allerdings nicht sehr ausgebildeten Logik große Mühe, ehe sie sich dazu entschloß dem Kinde den Grundsatz einzuprägen:

„Im Bösen brauche er seinen Eltern keinen Gehorsam zu leisten," aber freilich kam ihr selbst dieser Grundsatz höchst unpraktisch und zweifelhaft vor, da das Kind doch unmöglich immer das Gute vom Bösen zu sondern vermag. Ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer beklemmten Brust bei diesen Betrachtungen und dennoch fand sie in solchen zuletzt einen süßen Trost, indem sie ausrief: „Gott! ich habe Dir oft gezürnt, daß Du mir Vater und Mutter genommen, aber ich danke Dir, daß Du mir nicht Eltern gegeben hast, wie diesen Kindern, denn sie sind noch unglücklicher als ich!"

Durch diese ernste Betrachtungen war die kleine Gruppe etwas verstimmt worden und es herrschte mehrere Minuten lang ein tiefes Schweigen in derselben, während dessen Marianne emsig ihre Arbeit fortsetzte. Erst als solche beendigt war und das kleine Suschen sich mit dem neuen warmen Kleidungsstücke im Spiegel erblickte, wurden die Kinder wieder heiter und fröhlich und sprangen lustig in der Stube umher und dachten mit keiner Silbe mehr an ihr früheres Gespräch, welches in Mariannen's Seele freilich noch einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte.

Nach einigen Minuten lief das kleine Mädchen aus der Stube hinaus, um ihren Eltern den neuen Schmuck zu zeigen, kam aber sehr bald zurück, da solche mit dem Wirthe in ein wichtiges Gespräch vertieft und nicht geneigt waren, an ihrer Freude Theil zu nehmen.

Marianne hatte inzwischen mit Hülfe des kleinen Siegbert ihre Nähegeräthschaften bei Seite gelegt und ihre Bibel zur Hand genommen, in welcher sie den einzigen Freund und Tröster in ihrer Noth fand.

Sie ging in dieser ihrer religiösen Richtung eigentlich zu weit, indem solche in jedem ihrer Gedanken und Handlungen grell hervor-

trat und beinahe zum Pietismus wurde. Aber sie war zu diesem Extreme in ihrer Gemüthsrichtung nur durch das Extrem ihrer unglücklichen Lage hingeleitet worden. Denn eine stete blinde Hingebung in den göttlichen Willen, welchen sie in jedem ihrer Leiden erblickte, vermochte ihr einzig und allein die Seelenstärke zu verleihen, welche nöthig war, um sie in der Cloake, in welcher sie ihr Leben zubrachte, aufrecht zu erhalten und sie vor der Sünde zu bewahren.

Außerdem mochte auch Marianne's Gemüth von Natur einigermaßen zur Schwärmerei hinneigen und diese Anlage noch mehr durch den Unterricht eines alten, etwas überspannten Schusters befördert worden sein, welcher früher der Nachbar ihres Vaters und ihr erster Lehrer in der Religion gewesen war. Denn Marianne hatte nur einen sehr dürftigen Schul- und Religionsunterricht genossen und war namentlich nach der so tadelnswerthen Sitte unserer Zeit schon in einem Alter confirmirt worden, in welchem sie noch gar nicht fähig war, die religiösen Wahrheiten richtig zu verstehen und anzuwenden. Auf solche Weise mußte man die Bildung, welche Marianne's Gemüth und Verstand dennoch besaß, nur als ein Werk ihrer ausgezeichneten natürlichen Anlagen betrachten und bewundern.

Die Kinder des Juden, welche oftmals mit ihren Eltern bei dem Kellerwirthe den Tag und die Nacht zubrachten, hatten durch ihren frohen kindlichen Sinn auf Marianne von vorn herein einen günstigen Eindruck gemacht. Sie beschäftigte sich daher häufig mit denselben und nachdem sie mit Freuden wahrgenommen, wie wenig das Gemüth dieser Kinder durch das böse Beispiel ihrer Umgebungen verderbt worden war, schloß sie mit solchen ein enges Freundschaftsbündniß und hielt sich zuletzt sogar ausdrücklich vom Himmel

dazu berufen, diese Kinder der christlichen Religion zuzuführen und sie vom zeitlichen und ewigen Verderben zu erretten, welchem ihr dieselben im Glauben und in der Lebensweise ihrer Eltern Preis gegeben zu sein schienen. Sie benutzte daher jeden Augenblick, in welchem es ihr vergönnt war, bei den Kindern unvermerkt zu weilen, auf das eifrigste dazu, solche zu unterrichten und für die Lehren des Christenthums empfänglich zu machen. Dieses wurde ihr um so leichter, als die Kinder noch gar keinen Unterricht irgend einer Art genossen und also von ihrer eigenen jüdischen Religion noch gar keinen Begriff hatten. Alles was sie von solcher wußten, bestand nur in den schroffen abergläubischen Gebräuchen ihrer Eltern und deren Genossen.

Auf solche Weise waren die Kinder bei ihrem Gedächtnisse und bei ihrer Liebe für Mariannen in den Lehren des Christenthums schon ziemlich vorgerückt, und sie nahmen ein ungemeines Interesse an den schönen kindlichen Erzählungen und Darstellungen des christlichen Glaubens, welche insbesondere die Gemüther der Kinder mit einer unwiderstehlichen Gewalt an sich ziehen.

So ruheten sie auch in der Nacht, mit welcher wir uns hier beschäftigen, nicht eher, bis Marianne ihnen davon erzählte und vorlas wie Jesus die Kindlein zu sich kommen ließ.

„Jesus muß doch ein recht guter Herr gewesen sein," fügte das kleine Suschen der Erzählung ihrer Lehrerin naiv hinzu, „daß er die Kinder so lieb gehabt hat. Und es ist recht unrecht, daß die Juden ihn nachher gemartert und ermordet haben, wie Du uns gestern erzählt hast."

„„Nun weiß ich auch warum uns die Kinder auf den Straßen immer nachschreien und uns „Juden" schimpfen, wenn mir mit dem Vater ausgehen,"" fiel der Knabe weinerlich ein, „„weil die Juden

Christus todt gemacht haben. Dafür können wir aber doch nicht, wir sind ja nicht dabei gewesen und der Vater auch nicht.""

„Kleiner Narr," unterbrach ihn Marianne, „weißt Du denn nicht mehr, daß das schon alles über tausend Jahre her ist, wie kann denn da jemand denken, Du wärest dabei gewesen. Deshalb schimpfen Dich die Leute auch nicht, sondern weil Dein Vater ganz anders aussiehet und sich ganz anders kleidet, wie die anderen Männer, und weil sie das nicht leiden können und weil Dein Vater nicht an Jesus glaubt, sondern ihn für einen bösen Mann hält, der den Leuten etwas vorgelogen hat."

„„Nein, das thut der Vater gewiß nicht,"" fiel der Knabe heftig ein, „„Jesus ist ja so gut gewesen, wie kann der ein Lügner gewesen sein und stehet es denn nicht alles so in der Bibel, von der Du uns erzählet hast, daß sie Gottes Wort sey?""

„Mache Du Dir darüber keine Gedanken, lieber Siegbert," beruhigte Marianne den eifrigen Knaben, „sondern laß Du die Jungen schimpfen, die verstehen es nicht besser und thun Unrecht daran. Und Du brauchst darüber nicht zu weinen, Du bist darum nicht schlechter als sie, denn sie schimpfen sich ja unter einander noch viel ärger, warum sollen sie Dich nicht schimpfen? Du mußt aber gar nicht wiederschimpfen, sonst schlagen sie Dich und es steht auch in der Bibel: Thue Gutes denen, die Dich hassen."

Nach dieser Unterredung fing der Schlaf an sein Recht über die Kinder auszuüben, Marianne ermahnte solche daher sich zur Ruhe zu legen, und ließ sie nochmals den christlichen Abendsegen hersagen.

Aber noch am Schlusse ihrer edelen Bestrebungen, in denen sie ganz und gar die Verhältnisse vergessen hatte, unter denen sie lebte, sollte sie erst noch einmal all das Schreckliche derselben erfahren.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie hörte die betenden Kinder plötzlich einen furchtbaren Angstschrei ausstoßen und sahe die Augen derselben erschrocken nach der Thür des Gemachs gerichtet. Unwillkürlich flogen auch ihre Blicke dorthin, aber voll Entsetzen wendete sie solche wieder zurück —

Der lange Schmuel, der Vater ihrer Zöglinge, stand dicht hinter ihr mit furchtbar verzerrtem, grinsendem Gesichte und war eben in Begriff nach ihr mit dem Messer des Sandfuhrmannes einen tückischen Streich zu führen, indem er wüthend ausrief: „Wart Christenbestie, ich will Dir helfen in Deinen Christenhimmel, aber laß mir meine Kinder zurück."

Doch wie gelähmt sank die Hand des Juden plötzlich zurück, denn die beiden Kinder hatten sich weinend über Mariannen's Körper geworfen, so daß er solche nur mit diesen zugleich verletzen konnte, und die Jüdin fiel ihm noch eben zur rechten Zeit mit den Worten in den Arm: „Willst Du's mit dem Bucklichen verderben und uns alle unglücklich machen, daß Du ihm das Mädchen erstichst."

Aber dessenungeachtet behielt der Jude noch so viel Kraft übrig, daß er die Kinder zurückschleudern und der unglücklichen Marianne einen heftigen Faustschlag versetzen konnte, der ihr das Blut aus Mund und Nase trieb und sie sinnlos zu Boden stürzte.

Unfehlbar würde der Jude das Mädchen dennoch gemordet haben, wenn nicht die übrigen Bewohner der Spelunke in die Stube des Wirthes gedrungen wären, und sich nicht, namentlich der blonde August, der Gemißhandelten angenommen und dem Juden das Messer entwunden hätte. Auch die Mädchen schützten ihre wehrlose Geschlechtsgenossin, so sehr ihnen solche auch sonst verhaßt war, nach besten Kräften, indem sie dem Juden, welcher völlig sinnlos um sich herumtobte, mit ihren Nägeln weidlich zusetzten. Sie konnten

jedoch auch selbst bei diesem menschenfreundlichen Bestreben ihre natürliche Bosheit nicht verhehlen, indem die Chonte spöttisch bemerkte: „Der blonde August spielt den Geliebten, der wird sich die Betschwester als Poussade zulegen, da müssen wir doch ein Bischen kuppeln helfen."

Auch der buckliche Jobs nahm sich seiner Tochter an, indem er dem Juden zurief: „Pfui Schmuel, Du weißt wie sehr uns allen an dem Leben des Mädchens gelegen sein muß, und Du willst mich dieser Stütze berauben für die vielen Wohlthaten, die ich Dir erwiesen habe; schlage das Geschöpf, wenn sie Dir zu nahe gekommen ist, so viel Du willst, aber trachte ihr nicht nach dem Leben."

Alle diese Ermahnungen waren jedoch nicht im Stande den Juden zu besänftigen, bis plötzlich die Glocke, welche sich an der Ladenthür des bucklichen Wirths befand, das Eintreten eines Fremden anzeigte und die heimlichen Gäste in ihre Spelunke zurücktrieb, während Jobs selbst in seinen Laden eilte.

VI.

Der Vigilant*).

Der buckliche Jobs befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit, als er in seinen Laden trat und hier einen ihm völlig fremden jungen Mann vorfand, welcher ihn nach einem etwas schüchternen, verlegenen Gruße mit den Worten anredete; „Habe ich die Ehre Herrn Jobs, den Kellerwirth, zu sprechen?“

Jobs zögerte mit seiner Antwort eine lange Zeit hindurch, während welcher er den Fremden einer strengen Musterung unterwarf. — — Derselbe mochte etwa nahe an dreißig Jahre alt sein und war von einer zwar kleinen, aber dennoch kräftigen Gestalt. Seinen Anzug konnte man nicht vollständig beurtheilen, da er sich ganz und gar in einen großen Mantel eingehüllt hatte; aber soviel

---

*) Mit diesem Namen werden diejenigen Personen belegt, deren sich die Polizei als Kundschafter bedient. Gewöhnlich sind solche selbst gefährliche Verbrecher, da man die Diebe nur durch ihres Gleichen in ihren Schlupfwinkeln zu verfolgen vermag.

konnte man aus dem dürftigen Zustande dieses Mantels und aus den gewöhnlichen Gesichtszügen des Fremden erkennen, daß derselbe nur einen sehr untergeordneten Standpunkt in der menschlichen Gesellschaft einnahm. Ein gewisser lauernder, verschmitzter Zug, welcher sich in seinem blassen, unbärtigen Gesichte ausprägte, machte es sogar höchst wahrscheinlich, daß der Fremde der Genossenschaft des buckligen Jobs nicht zu fern stand. Namentlich dieser Zug war es denn auch, welcher den Kellerwirth wegen des unvermutheten Eintritts des Fremden alsbald wieder beruhigte und ihn endlich zu der Antwort veranlaßte: „Wenn es dem Herrn so beliebt, bin ich Jobs der Kellerwirth.“

„„Wir wollen uns hier nicht lange in Complimente einlassen, mein lieber Herr Jobs,““ erwiederte der Fremde mit großer Ruhe, „„sondern ich will Ihnen gleich kurz weg eine Nachricht bringen, welche mir Ihren Dank verdienen und Ihnen wahrscheinlich die Zunge ein wenig lösen wird, so daß wir beim Fortgehen bessere Freunde sein werden, als beim Kommen. Vorher aber eine kleine Frage, welche ich mir recht genau zu beantworten bitte: Stört uns hier auch niemand bei unserem Gespräch? Es könnte vielleicht in solchem mancherlei vorkommen, was man gerade nicht von der Kanzel zu predigen braucht.““

„Wenn der Herr mir etwas zu vertrauen haben sollte, so kann derselbe versichert sein, daß hier Niemand vorhanden ist, welcher an unserem gleichgültigen Gespräch Antheil nimmt,“ erwiederte Jobs noch immer mißtrauisch.

„„Nun, dann will ich Ihnen zunächst ein Wörtchen sagen, mein lieber Herr Jobs, welches Ihnen klingen soll, wie der Ruf aus dem Grabe eines verstorbenen Bruders: Links vom Berge liegt ein Schatz, wohl drei Ellen tief, meistens Gold und Silber. Auch ein

Kästchen ist dabei mit dreizehn Fächern; wer den Schatz haben will, muß einen Mann nach solchem fragen, der zwei Centner trägt mit einer Hand und der am rechten Mittelfinger eine gelbe Warze hat.""

Auf den bucklichen Kellerwirth wirkten diese geheimnißvollen Worte wie ein electrischer Schlag, sein Gesicht, welches sich bei den früheren Eröffnungen des Unbekannten in bedenkliche Falten gelegt hatte, strahlte plötzlich vor Freude und er umarmte den Fremden, indem er entzückt ausrief: „Brüderchen, Du kannst von Niemand anders kommen, als von meinem alten Freunde Hanne Schmuel, dem Bruder des langen Schmuel, Du bringst mir gewiß Aufschlüße über den großen Masematten, den der wunderliche Kerl noch am Tage, ehe er verschütt ging, Kabore gelegt hat, anstatt ihn mir zu verschärfen*). Was macht denn das alte Haus, es geht ihm wohl im Zuchthause recht traurig, hat er denn gar keine Aussicht zum Entspringen, Gott wir wollten ja alles Mögliche thun dem armen Kerl fortzuhelfen. Er hat Tausende unter der Erde zu liegen und muß leben wie ein Kettenhund. Ja ja, so geht's, wenn man ehrlichen Leuten nicht trauen will, hätt' mir lieber das Geld übergeben sollen, hätte ihm können manch' Thälerchen zufließen lassen. Denn Kinder, mit Geld kann man ja Alles möglich machen."

„„Nun Alterchen, hab' ich es Euch nicht gesagt, daß ich würde ein Wörtchen sagen, was Euch die Zunge lösen wird,"" unterbrach der Fremde den Bucklichen, indem er verschmitzt lächelte.

Dieser ließ den Unbekannten aber gar nicht zu Worte kommen, sondern bestürmte ihn einmal über das andere mit der Frage: „Goldsöhnchen, hat Dir denn der Hanne Schmuel das Oertchen

---

*) Den der wunderliche Kerl noch am Tage vor seiner Verhaftung vergraben hat, anstatt ihn an mich zu verkaufen.

genau bezeichnet, wo's Geld liegt, damit wir es gehörig finden können?"

Dem Fremden schien an Beantwortung dieser Frage nicht viel gelegen zu sein, denn er klopfte dem Bucklichen mit den Worten auf die Schulter, „„Freundchen, das ist eine lange Geschichte, über welche wir einmal bei Tage sprechen müssen, die Sache läuft uns ja nicht davon. Zunächst schenkt mir einmal ein Schnäpschen ein, denn auf der Straße ist es verteufelt kalt und ich bin schon heut den ganzen Tag umhergelaufen ohne etwas Warmes auf dem Leibe und im Leibe zu haben. Glücklicherweise kam mir vor ein Paar Stunden ein betrunkener Holzhauer in den Weg, welchem der Mantel offenbar zu schwer war und welchen ich von dieser Bürde erlöset habe.""

„Nun Goldsöhnchen, hast Du denn sonst kein Geschäftchen gemacht und nicht ein Oertchen, wo Du Dein müdes Haupt hinlegen kannst?" fragte der Wirth theilnehmend.

„„Nein, für diese Nacht müßt Ihr mich schon hier behalten, alter Freund, und vielleicht noch einige Tage länger,"" antwortete der Unbekannte trocken, „„denn ich bin erst gestern aus der Pensionsanstalt zu Spandau entlassen worden und habe erst heute Vormittag das Empfehlungsbriefchen, welches mir der Herr Commandant mitgegeben hatte, auf der Polizeistube abgeliefert. Die Herren waren da recht artig gegen mich und wollten mich gar nicht wieder weglassen, sondern mich absolut bei sich behalten, weil ich Ihnen keine Viergroschenbrodte nachzuweisen vermochte, die mir in den Mund fliegen würden. — Denn von Arbeiten ist bei unser Einem doch überhaupt nicht die Rede und ich möchte auch wohl wissen, wer mir etwas zu arbeiten geben wollte. Glücklicherweise fiel mir noch zu guter Zeit die Bestellung ein, welche mir der Hanne Schmuel an Euch gegeben

hatte und da habe ich mich denn als Hausknecht bei Euch angemeldet. So muß ich nun schon ein Paar Tage diese Rolle in Eurem Hause spielen.““

„Goldsöhnchen, das ist mir eigentlich gar nicht lieb, daß Du mich in die Sache verwickelt hast, denn ich sehe die Herren mit den rothen Kragen und den blanken Knöpfen nicht gern bei mir. Doch ich denke, man wird durch Dich ein Paar Thälerchen mit dem Hanne Schmuel verdienen, da mag's sein. Nun Söhnchen, sage mir aber, wer bist denn Du eigentlich und mit welchen Geschäften hältst Du es am liebsten?“

„„Solltet Ihr mich wirklich nicht kennen, alte buckliche Seele,““ erwiederte der Pseudohausknecht seinem Pseudoherrn, „„ich bin ja der schlappe Anton, der Sohn des schwarzen Heinrichs.““

„Des schwarzen Heinrichs? Gott habe den Mann selig, das war ein braver Kerl, der verstand sein Geschäft aus dem Grunde, vor dem war kein Kiekel im Ei sicher. Goldjunge, ich habe Dich oft auf dem Arme gehabt, wenn Dein Vater, der brave Mann, hier bei mir war und mit mir schärfte. Gott hab' ihn selig! Doch Söhnchen, was wollen wir hier in der Kälte stehen, komm' mit mir, ich will Dich in eine fidele Gesellschaft führen, lauter honette Leute, alles chesse *) Jungens. Es sind auch einige niedliche Chonten dabei, die schwarze Jette, die Perlguste und die Studentenkläre, alles alte Bekannte.“

Mit diesen Worten führte der Buckliche den Fremden in seine Wohnstube. Hier fiel demselben sofort die blutige Gestalt Mariannen's in die Augen, welche noch besinnungslos am Boden lag,

*) Chess bezeichnet in der Diebessprache Jeden, der in die Geheimnisse der Diebeswelt eingeweihet ist und welchem man sich daher anvertrauen kann.

so daß er erschreckt ausrief: „„Mein Gott, was ist dem Frauenzimmer?““

„Es ist meine Tochter,“ erwiederte der Kellerwirth, „ein dummes, eigensinniges Balg, welches ewig die Betbücher vor der Nase hat und sich lauter Grillen in den Kopf setzt. Sie könnte mir mit ihrem hübschen Lärvchen beim Geschäft recht von Nutzen sein und könnte es noch einmal weit bringen, aber die wird im ganzen Leben nicht klug. Da hat sie vorhin wieder mit dem langen Schmuel, dem Bruder Eures Freundes Hanne Schmuel, Streit gehabt und der hat Ihr etwas scharf zugesetzt.“

„„Nun so wollen wir sie doch wenigstens auf das Bett legen,““ erwiederte der Fremde, welchem doch etwas mehr Gefühl als dem Alten beizuwohnen schien, „„und wollen ihr das Blut abwischen.““

„I ja, das können wir thun,“ stimmte der Buckliche ein, indem er den Sohn des schwarzen Heinrichs beim Forttragen des Mädchens unterstützte, „ich glaubte, sie wäre schon allein so klug gewesen und wäre wieder aufgestanden. Nun sie wird sich wohl erholen. Ich werde ihr die alte Lumpensammlerin schicken, die weiß mit solchen Sachen gut Bescheid.“

Unter diesen Worten waren Beide durch den hinter der Wohnstube des Wirthes befindlichen Gang in die Spelunke eingetreten.

Der Fremde wurde im ersten Augenblicke etwas stutzig, als er die zahlreiche Bewohnerschaft der Spelunke erblickte, ja es schien ihn sogar ein heftiges Zittern zu überfallen, aber er faßte sich schnell wieder und bot den Genossen des Bucklichen einen fröhlichen guten Abend.

Auch diese betrachteten den Fremdling anfangs mit verwunderten Augen, da sie durch das lange Ausbleiben des Wirthes

unruhig waren. Als aber der blonde August in dem Fremdling den schlappen Anton, den Freund seiner Jugend erkannte, und der Bucklige sein Gespräch mit demselben, in so weit es ihm dienlich schien, mitgetheilt hatte, erhob sich alsbald ein lustiges, fröhliches Treiben unter den Gästen und man versammelte sich wieder um den unförmlichen Tisch, an welchem von dem Wirthe für den schlappen Anton sehr bald ein erträgliches Mahl servirt wurde.

Sogar der Jude, welcher in Folge seines Auftrittes mit der unglücklichen Marianne noch immer Zähne knirschend vor sich hinbrütete und wüthende Blicke auf seine Kinder warf, welche bereits in süßen Schlummer versunken waren, wurde wieder heiter und froh, da er von seinem Bruder reden hörte und bestürmte den Abgesandten desselben mit tausend Fragen, welchen dieser aber eher geschickt auszuweichen, als solche zu beantworten suchte, so daß die Jüdin, welcher das Erschrecken des schlappen Antons bei seinem Eintritte und überhaupt das ganze befangene Wesen desselben nicht entgangen war, ihren Mann in einem günstigen Moment die Worte zuflüsterte: „Schmuel, der Mensch kommt mir nicht ganz richtig vor, wenn er nur wirklich cheff ist?“

Aber der lange Schmuel schien wenig geneigt auf die Warnungen seiner Frau einzugehen, sondern raunte ihr barsch zu: „„Dann würde Jobs ihn gewiß nicht hierher gebracht haben. Nein der Mensch ist klüger als wir, er hält mit seinen Reden zurück, da er uns nicht genau kennt und gewiß eben so vorsichtig ist, als wir.““

Dieses Gespräch wurde durch einen plötzlichen Schrei des Schreckens, welchen die sämmtlichen übrigen Bewohner der Spelunke ausstießen, ganz unvermuthet unterbrochen. Der Jude drehete sich deshalb rasch um und erblickte zu seinem Entsetzen einen großen kolossalen Mann mitten in der Spelunke stehend, welcher bis auf

die Nasenspitze vermummt war, aber nach der rothen Farbe seines Mantelkragens und nach dem unter seinem Arme befindlichen Actenstücke zu schließen, ein Polizeibeamter sein mußte. Schon flüsterte die Jüdin ihrem Manne wieder zu: „Sagte ich es Dir nicht, daß es mit dem Anton nicht recht richtig ist," und schon wollte der Jude den Anton — welcher nicht minder erschrocken war als die übrigen Gäste — bei der Kehle packen, als plötzlich der Inhaber des Mantels solchen mit einem lauten Gelächter fallen ließ und in der grauleinenen Kleidung, welche die Bewohner der Stadtvoigtei zu tragen pflegen, vor den Erschreckten stand.

„Das ist ja der steife Gottlieb," tönte es aus Aller Munde, „Kerl wo kommst Du her und wie kannst Du uns solchen Schrecken einjagen?"

„„Ja Kinder, wie ich hierher gekommen bin weiß ich eigentlich selbst nicht recht anzugeben. Daß ich entsprungen bin, seht ihr mir wohl alle an, denn ich befinde mich noch in der Königlich Preußischen Garde-Uniform mit den gelben Epauletts*). Oder entsprungen kann ich eigentlich nicht einmal sagen, denn die Herren vom Gericht haben mir selbst die Thüre geöffnet und mich mit tiefer Reverenz und vielen Complimenten huldvoll entlassen. Kinder, das ist eine wahre Zaubergeschichte, wie sie gewiß noch niemals vorgekommen ist und vorläufig nicht wieder vorkommen wird. — — Aber ehe ich Euch davon erzählen kann, müßt ihr mir einmal ordentlich einschenken und etwas zu essen geben, denn ich habe den ganzen Tag über in einem Neubau gelegen, in welchem sie Thüren

---

*) Die Sträflinge pflegen nämlich eine Kleidung zu tragen, welche aus grauen leinenen Hosen und aus einer eben solchen Jacke bestehet, die eine gelbe Nummer auf der Schulter trägt.

und Fenster vermauert hatten nnd in der Stadtvoigtei haben sie weder Brauereien noch Brennereien noch Kuchenbäckereien. Ich habe also einen Hunger wie ein Wehrwolf.""

Mit diesen Worten machte sich der neue Ankömmling über einen Theil des für den schlappen Anton bestimmten Mahles her und verschlang solches hastig, ohne den Letzteren selbst näher ins Auge zu fassen. Dieser schien durch die Ankunft seines Tischgenossen keineswegs erfreut zu sein und benutzte die allgemeine Aufregung, um sich dem Anblicke desselben möglichst zu entziehen, ja er versuchte sogar die Spelunke zu verlassen, aber dieses war für den Augenblick unmöglich, weil der buckliche Jobs, noch ganz ermattet von dem Schrecken, welchen ihm der steife Gottlieb aus Scherz eingejagt hatte, wie gebannt vor der Thür stand und weil es dem schlappen Anton nicht entgangen war, wie die Jüdin jede seiner Mienen und Bewegungen auf das genaueste beobachtete, so daß er fürchten mußte, durch eine plötzliche Entfernung noch verdächtiger zu werden.

In kurzer Zeit hatte der steife Gottlieb seine Eßlust wenigstens provisorisch befriedigt und lieferte nun die Erzählung seiner Befreiung wie folgt:

„„Es wird Euch gewiß allen bekannt sein, daß ich im Anfange dieses Winters das Pech hatte von einem neuen Criminal-Commissarius, dessen werthe Bekanntschaft ich bis dahin noch nicht gemacht hatte, bei einem Taschendiebstahle in der katholischen Kirche ertappt zu werden. Donnerwetter, welchen Schreck bekam ich, als mir der Mann plötzlich seine silberne Visitenkarte*) unter die Nase rieb und mich zween Gensd'armen zuführte, welche wie die Pilze aus der

*) Die silberne Legitimationsmedaille.

Erde gewachsen waren. Ich war schon dreimal wegen Diebstahls gestraft, hatte mehrere Zeugen gegen mich und machte mich deshalb schon darauf gefaßt, auf ein dutzend Jahre das Bürgerrecht von Spandau oder Brandenburg zu gewinnen. So saß ich heut oder vielmehr gestern früh — denn es wird jetzt schon ziemlich gegen Morgen gehen — in einer verteufelt unangenehmen Stimmung in meinem Loche und erzählte den vier andern guten Jungens, welche noch jetzt in solchem schmachten müssen, Einiges von meinen Militairjahren, als plötzlich die Riegel an unserer Gefängnißthür knarrten und der dicke Schließer mit dem großen schwarzen Backenbarte, der schon bei Manchem von Euch den Kammerdiener gespielt hat, mich zum Verhör rief.

Hätte ich gewußt, daß mich der gute Mann nicht wieder zurückführen würde, wahrhaftig ich hätte ihm einen Abschiedskuß gegeben und wäre gesprungen wie ein junges Lamm, so aber folgte ich ihm mit beklommenem Herzen und trat ungeheuer gespannt in das Verhörszimmer ein, in welches er mich hineinschob, während er selbst vor solchem stehen blieb. Ich hatte mein Gesicht bereits in sehr andächtige Falten gelegt und auf meiner Zunge schwebte schon ein sehr höflicher, „guten Morgen Herr Justizrath" und „wünsche wohl geruhet zu haben Herr Assessor," — denn der dicke Criminalrath, welcher mein Inquirent war, kann die groben Leute nicht gut verdauen, und der lange dürre Referendarius, welcher bei ihm schrieb, sieht noch einmal so freundlich aus, wenn man ihm recht viel Ehre erweiset und ihn jedesmal Herr Assessor schimpft — als ich plötzlich höchst verblüfft die Bemerkung machte, daß ich mich ganz allein in dem Verhörszimmer befand.

Ein mächtiger Actenstoß lag in dem kleinen Spindchen, welches vor dem Tische stand und auf diesem selbst lag die große goldene

Uhr des Criminalraths vor einem aufgeschlagenen Actenstücke, welches wahrscheinlich meinen Heldenthaten gewidmet war. An der Wand hing der Mantel des Herrn Referendarius, welcher, nach dem rothen Kragen desselben zu schließen, Landwehr-Lieutenant sein mußte, und auch die Kaloschen des Justizraths standen an der Wand, so daß man deutlich sehen konnte, beide hatten in der Erwartung, der Schließer würde mich weniger schnell herbeiholen, auf einen Augenblick das Zimmer verlassen. Anfangs langweilte mich die Geschichte etwas, aber plötzlich schoß mir ein großer Gedanke durch den Kopf. Der Gang, welcher an dem Verhörzimmer entlang führt, war namentlich bei dem gestrigen trüben Wetter ziemlich dunkel, so daß man nicht so leicht jemand zu erkennen vermochte. Ich sprang daher wie ein Blitz über das Gitter, hinter welchem die Herren vom Gericht immer zu sitzen pflegen, nahm mir den Mantel des Referendarius um, schlug den Kragen desselben in die Höhe, zog mir die Kaloschen des Justizraths an, die mir wie angegossen paßten, setzte mir den Hut auf, welcher auf dem Tische stand und nahm meine eigene Acten unter den Arm, wobei ich natürlich die große goldene Uhr mit der schweren Kette nicht liegen ließ. So ausgerüstet öffnete ich die Thür des Verhörzimmers mit einer ungeheuren Würde und schritt den Gang, welcher nach dem Flur und der Treppenthür führt, eilig entlang. Die Gefängnißschließer hielten mich offenbar für den Referendarius, denn sie machten mir einen ungeheuren tiefen Bückling und öffneten mir mit großer Bereitwilligkeit die große Thür, welche die Treppe hinabführt, indem sie mir einen höflichen „guten Morgen" nachriefen. Ich hielt mich natürlich nicht für bewogen, mich mit den Leuten in weitläufige Gespräche einzulassen, sondern brummte nur einige unverständliche Worte vor mir hin, sprang wie ein Wilder die Treppe

herunter und eilte bei der Glasbude des Portiers vorüber auf die Straße. Hier hielt gerade eine Droschke vor der Thür des Gerichtshauses. Obwohl ich keinen Pfennig Geld bei mir hatte, stieg ich dennoch getrost in solche hinein, da ich auf diese Weise am schnellsten in Sicherheit kam und da meine graue Leinwandshosen, welche unter dem Mantel hervorsahen, auf der Straße leicht Aufsehen erregen konnten, ich auch die Kaloschen des Justizraths auf den bloßen Strümpfen trug. Ich rief dem Kutscher zu, er solle mich nach dem Stralauer Thore fahren, und sehr bald befand ich mich nach solchem in Bewegung. In der Holzmarktstraße ließ ich vor einem Hause, dessen Hof, wie ich wußte, nach dem Wasser hinausführt, einen Augenblick halten, um, wie ich sagte, dort etwas abzugeben und sogleich wiederzukommen. Ich dachte aber natürlich gar nicht daran, sondern lief spornstreichs über das Eis nach dem andern Spreeufer. Hier gelangte ich über mehrere Holzplätze hinweg nach der Cöpnickerstraße und von dieser auf das Feld, welches sich innerhalb der Stadtmauer bis zur Husarenstraße hinzieht. Keine Seele begegnete mir und so konnte ich mich mit großer Ruhe in dem Keller eines Hauses verbergen, welches in einer der dortigen neuen Straßen im Bau begriffen ist. Hier benutzte ich das dicke Actenstück als mein Kopfkissen und schlief zunächst einige Stunden wie eine Ratze, weil mich die ganze Geschichte doch sehr angegriffen hatte. Denn wäre dieselbe nicht glücklich abgelaufen, so hätte ich zunächst ungeheure Hiebe bekommen, sie hätten mich wie einen Affen an die Kette gelegt und der Diebstahl der Uhr wäre mir gewiß Zeit meines Lebens versalzen worden. Nun, der liebe Gott hat es nicht so haben wollen, ich bin gerettet unter Euch und habe die schöne Uhr auch noch bei mir und wenn mir der Buckliche für solche

fünf Thaler giebt, dann hat er sie weg sammt den dicken Acten, welche er vortrefflich als Käsepapier brauchen kann.““

„Aber vorher wollen wir uns doch mit den Acten noch einen kleinen Lenz vertreiben,“*) bemerkte der Sandfuhrmann, „denn das muß für unser Eins gewiß eine sehr unterhaltende und belehrende Lectüre sein, wenn er einmal erfährt, was sich die Herren vom Gericht eigentlich dabei denken, wenn sie uns so ein Paar Jährchen in Pension bringen, und wie sie das eigentlich anfangen. Der Aalauge hat ja gut schreiben und lesen gelernt, da, denke ich, trägt uns derselbe Einiges aus dem Actenstücke vor.“

Dieser Vorschlag wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen, und Aalauge begann seine Vorlesung zunächst mit dem Berichte über die Verhaftung des steifen Gottliebs:

Ganz gehorsamste Anzeige betreffend die Verhaftung des Arbeitsmannes Karl Friedrich Gottlieb — —, 39 Jahr alt, aus Berlin gebürtig, wegen Taschendiebstahls.

Als ich mich am 10. d. Mts. in der katholischen Kirche befand, um auf Taschendiebe, welche dort in neuerer Zeit sehr häufig wahrgenommen worden sind, zu vigiliren, wurde ich auf ein Subject aufmerksam, welches neben mehreren Damen auf die Knie gefallen war und, anscheinend in tiefer Andacht versunken, eben im Begriff stand, einer derselben eine Börse aus der Tasche zu manövriren. Sobald ich sahe, daß sich der Dieb in den Besitz der Börse gesetzt hatte und sich aus seiner betenden Stellung erheben wollte, bemächtigte ich mich der Person desselben. Durch die große Zahl der

*) Sich einen Lenz vertreiben, bedeutet soviel als sich einen kleinen Spaß machen.

um uns herumstehenden Menschen wurde es dem Diebe aber möglich die gestohlene Börse einem in seiner Nähe befindlichen jungen Menschen zuzustecken, der mit solcher eiligst verschwand, ohne daß ich seiner habhaft werden konnte. Den Dieb habe ich zum Criminalarrest befördert, er nannte sich bei seiner Verhaftung Heinrich Schultz, der Gensd'arm G. hat aber in ihm den berüchtigten Taschendieb Karl Friedrich Gottlieb — — erkannt, welcher von seinen Genossen mit dem Spitznamen „der steife Gottlieb" belegt wird. Zeugen des Diebstahls waren u. s. w. Die gestohlene Börse enthielt 4 Friedrichsd'or und 7 Thaler Courant.

Der Criminal-Commissarius X.

Die Gauner hörten diesem Vortrage mit einer wohlgefälligen Spannung zu, welche sich in ein lautes Gelächter auflöste, als sie erfuhren, daß der Genosse des steifen Gottliebs mit seiner Beute glücklich entkommen war. Noch heiterer wurde ihre Stimmung als sie aus dem nunmehr gleich folgenden Vernehmungs-Protokolle erfuhren, in welcher frechen und schamlosen Weise ihr Gefährte sein Verbrechen zu verdecken gesucht hatte. Derselbe ließ sich in solchem dahin aus:

Ich kann allerdings nicht in Abrede stellen meine Hand in der Tasche der in Rede stehenden Dame gehabt und eine Börse aus dieser Tasche gezogen zu haben, aber ich habe hierbei in keiner Weise einen Diebstahl beabsichtigt, sondern ich bin zu solchem auf eine ganz unschuldige Weise veranlaßt worden.

Ich ging nämlich am 10. d. Mts. nach der katholischen Kirche, weil ich die in derselben stattfindenden Ceremonieen

noch nicht gesehen hatte. Hier stand ich einige Augenblicke vor einem Heiligenbilde, vor welchem mehrere Leute auf den Knieen lagen, als sich plötzlich zwei vornehme Damen ebenfalls dicht vor mir niederließen, um ihre Andacht zu verrichten. Kaum war dieses geschehen, so kam ein Herr an mich heran und sagte mir: die jüngere der beiden Damen wäre seine Frau, dieselbe habe aus Versehen seinen Schlüssel in ihre Börse gesteckt und mit sich genommen. Er befände sich dadurch in einer fürchterlichen Verlegenheit, da er einen Wechsel bezahlen müsse und nicht zu seinem Geldkasten gelangen könne. Er bat mich daher dringend, ich möchte ihm doch die Börse seiner Frau verschaffen, da er es um keinen Preis wagen dürfe, solche selbst in ihrer Andacht zu stören. Zugleich gab er mir den Thaler, welcher bei meiner Verhaftung in meiner Tasche gefunden worden ist. Da ich nichts Böses ahnte, kniete ich mich neben die Dame nieder und stieß sie mehrere Male an. Aber solche war so sehr in Andacht versunken, daß sie durchaus nicht auf mich achtete. Ich zog ihr daher, weil ich es für Unrecht hielt, sie noch ferner in ihrem heiligen Geschäfte zu stören, die Börse unbemerkt selbst aus der Tasche, und gab sie dem Herrn. Dieser muß aber wohl ein Spitzbube gewesen sein, denn er lief mit der Börse gleich fort und ich wurde arretirt. Ich fühle mich aber ganz unschuldig und trage deshalb auf meine

völlige Freisprechung

an, da ich ein reines Opfer meiner Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit geworden bin.

„Lüge Du und der Henker," unterbrach der schlaue Schmerles

die Vorlesung des schlappen Anton, „der Putz*) ist wahrhaftig gut, Aber höre Bruder Gottlieb, Du mußt doch ungeheuer in der Klemme gesteckt haben, daß Du zugegeben hast, Du wärest wirklich in der Tasche der Dame gewesen. Denn wenn ein Torfdrucker (Taschendieb) das einräumt, dann steht es schlimm mit ihm.“

„„Ja lieber Schmerles,““ erwiederte der Angeredete, „„was sollte ich machen. Sollte ich denn läugnen, was leider drei und vier Zeugen gesehen hatten und sollte ich mich dadurch noch verdächtiger machen. Nein Kinder, läugnen, so lange es irgend geht, ist gewiß für unser Eins das beste Geschäft, aber wenn man in Abrede stellen will, was die Zeugen gesehen haben, macht man es noch schlimmer. Dann muß man zugestehen, aber die Pfeife braucht man deshalb doch nicht anzulegen**), sondern man muß seinen Putz so einrichten, daß man doch wieder aus der Klemme kommt.““

Während dieses Gespräch zwischen dem schlauen Schmerles und dem steifen Gottlieb geführt wurde, hatte der blonde August seinen Vortrag wieder aufgenommen und die Aussagen der bestohlenen Dame und der Zeugen vorgelesen, durch welche natürlich die Angaben des Angeklagten vollständig widerlegt wurden. Diese Verhandlungen hatten für die Bewohner der Spelunke weniger Interesse, als die früheren, und sie schenkten solchen nur eine geringe Aufmerksamkeit. Aber plötzlich fuhren alle mit Ausnahme des schlappen Anton wie vom Blitz getroffen empor, als August folgenden Bericht

---

*) Putz bezeichnet in der Gaunersprache diejenigen Umstände, durch welche sich der Dieb vor dem Richter rein zu brennen sucht. Dieser Ausdruck bedeutet also ungefähr so viel als eine Ausrede, eine Finte.

**) Pfeife anlegen, pfeifen, bedeutet ein aufrichtiges Geständniß ablegen.

desjenigen Beamten vorlas, der die Verhaftung des steifen Gottliebs bewirkt hatte.

Ganz gehorsamste Anzeige zu den Acten, betreffend die Verhaftung des Arbeitsmannes u. s. w.

Es ist mir gelungen den früher als einen sehr gefährlichen Verbrecher bekannten Mustercolorirer Anton K..., welcher von seinen Genossen mit dem Spitznamen „der schlappe Anton“ belegt wird, als Vigilanten für mich zu gewinnen. Derselbe hat nach seiner vor einigen Wochen stattgehabten Entlassung aus dem Zuchthause versprochen, einen bessern Lebenswandel anzufangen und es scheint ihm hiermit Ernst zu sein, da er mir bereits sehr wichtige Entdeckungen gemacht hat. Unter anderm hat er mir auch angezeigt, daß diejenige Person, mit deren Beihülfe der sogenannte steife Gottlieb am 10. v. Mts. in der katholischen Kirche einen Taschendiebstahl verübt hat, der ehemalige Privatschreiber Heinrich P.... ist, welcher den Beinamen „die Syrupsnase“ führt. Ich habe daher sofort die Verhaftung des Bezeichneten bewirkt und stelle anheim, solchen den Zeugen vorzustellen. Ich selbst habe in dem Heinrich P.... mit der größten Bestimmtheit denjenigen wiedererkannt, welchem der Angeschuldigte an dem in Rede stehenden Tage die gestohlene Börse zugesteckt hat. Eine von mir unter Zuziehung der Gensd'armen P... und L... in der Schlafstelle der sogenannten Syrupsnase vorgenommene Visitation hat denselben noch mehrerer anderer Diebstähle verdächtig gemacht und ich bin noch mit Feststellung des betreffenden Thatbestandes beschäftigt.

Den letzten Theil dieses Berichts las der blonde August mit

immer wachsender Schnelligkeit und mit steigender Ungeduld. Dann schleuderte er die Acten wüthend von sich und stürzte auf den schlappen Anton, welcher blaß wie eine Leiche unter seinen Genossen saß und so ganz und gar von Schrecken gelähmt war, daß er sich außer Stande fühlte, nur irgend einen Versuch zur Flucht zu wagen, mit dem Ausrufe los: „Also deshalb bist Du Slichner*) hierher gekommen, um uns zu verrathen; aber wart, wir wollen Dir bald das Maul stopfen — — — —“

Doch während der blonde August mit diesen letzteren Worten dem Leben des Vigilanten Gefahr drohete, war diese Drohung schon in Erfüllung gegangen. Denn der Sandfuhrmann, welcher nach dem Auftritte mit der unglücklichen Marianne wieder in den Besitz seines Messers gelangt war, hatte die ganze Klinge desselben in dem Augenblicke, in welchem sich der blonde August erhob, mit einer so furchtbaren Gewalt dem Vigilanten in die Brust gestoßen, daß die Wunde nicht einmal blutete. Die weiblichen Mitglieder der Gesellschaft fuhren mit einem jähen Angstgeschrei zurück, während die Männer einstimmig ausriefen: „Das ist dem Schuft recht, nun mag er uns immerhin verrathen.“

Der Getroffene blieb einige Augenblicke mit dem Messer in der Brust unbeweglich auf der Tonne sitzen, welche ihm zum Ruheplatze diente. Dann erhielten seine Augen plötzlich einen gläsernen Schein, er riß solche weit auf, stierte unverwandten Blickes vor sich hin und griff erst nach dem Verlaufe mehrerer Secunden nach dem Messer, welches hierauf etwa einen Zoll weit aus der Wunde hervortrat. Kaum war dieses geschehen, als auch ein heller Blutstrom

---

*) Slichner bezeichnet in der Gaunersprache einen Spion, einen Verräther.

wie eine Fontaine aus der Wunde hervorsprudelte, so daß die einzelnen Blutstropfen den Umstehenden ins Gesicht spritzten. Zugleich fiel der Verwundete rücklings auf die Erde und fing an mit Händen nud Füßen heftig um sich zu schlagen, während er mit einer furchtbaren Angst ausrief: „Gott! Gott! meine arme Mutter und meine — meine — meine — Bertha — — —"

Allmählig gingen die heftigen Bewegungen des Sterbenden in ein unstätes Zappeln der Gliedmaßen über und ein dumpfes Röcheln erhob sich aus seiner Brust, welches durch das Kollern einzelner Luftblasen, die mit dem Blute zugleich ans der Brust hervordrangen, auf eine schauerliche Weise unterbrochen wurde. Nach einigen Secunden hörte die Wunde auf zu bluten und der Leichnam des Vigilanten lag bewegungslos da, so daß man annehmen mußte derselbe habe vollendet. — Aber noch einmal machte sich die scheidende Lebenskraft auf einen Moment geltend. Der Gemordete hob den obern Theil seines Körpers plötzlich krampfhaft in die Höhe, stierte die ganze Gesellschaft mit gläsernen Blicken an, sank aber eben so schnell wieder zurück, streckte seine Glieder mit einer furchtbaren Gewalt von sich und — — war todt.

Während dieses schauerlichen Todeskampfes herrschte ein dumpfes Schweigen in der Gesellschaft und selbst das harte Gemüth des Juden wurde durch den gebrochenen Blick des Leichnams mit Grausen erfüllt. — — —

Aber dieses Gefühl des Schreckens wurde noch auf eine furchtbare Weise gehoben, als man plötzlich dicht unter dem Fenster der Spelunke das Rasseln eines Säbels vernahm, welcher klirrend gegen das Pflaster des Hofes stieß, und als diesem Geräusche kurz darauf ein deutliches Flüstern an der Wand des Hauses folgte.

Unwillkürlich legten die Schränker den Finger an den Mund

und lauschten mit einer fieberhaften Aufmerksamkeit der Dinge, die da kommen würden. Ihre Ungewißheit über solche sollte bald gehoben werden. Denn der kleine Siegbert, welcher durch das Eintreffen des steifen Gottliebs erweckt worden war und im Begriff gestanden hatte, den Keller des Wirths für einen Augenblick zu verlassen, kam plötzlich mit dem Ausrufe in die Spelunke zurückgestürzt: „Vater, Vater, das ganze Haus ist mit Gensd'armen und Soldaten besetzt und der ganze Hof wimmelt von Leuten.“

Ein panischer Schrecken bemächtigte sich bei diesem Ausrufe der ganzen Gesellschaft. Namentlich lief der buckliche Jobs wie ein Wahnsinniger in der Spelunke umher, und raufte sich die wenigen Haare, welche seinen Scheitel bedeckten, unter dem Jammerrufe aus: „Mein Gott, was habt Ihr gemacht! anstatt zu morden hättet Ihr fliehen sollen, sobald Ihr den Vigilanten entdecktet. Denn das konntet Ihr Euch denken, wo ein Vigilant ist, da sind auch Lampen (Polizeibeamte). O ich Unglücklicher! was habe ich nun von aller meiner Angst und Mühe, welche ich so lange Jahre erduldet habe, nun man Euch hier findet und außerdem noch die Leiche, die Leiche!! — —“

Auch dem steifen Gottlieb war es sehr unangenehm, daß er so schnell in sein Gefängniß zurückkehren und die Früchte seiner Geistesgegenwart so kurze Zeit genießen sollte. Die meiste Gefahr drohete aber dem Sandfuhrmann und derselbe schien seine Lage auch sehr wohl zu begreifen, da er sich höchst verlegen hinter die Ohren kratzte, als sein Blick auf den Leichnam des Vigilanten fiel und er in seinen Halsmuskeln ein eigenthümliches, höchst fatales Zucken verspürte.

Die merkwürdigste Erscheinung bei dieser Scene bot aber die Jüdin dar, indem sie, die bei allen Vorfällen dieser Nacht eine uner-

schütterliche Ruhe und Ueberlegung an den Tag gelegt hatte, durch den stattgehabten Mord so lebhaft ergriffen wurde, daß sie fast mit dem Vigilanten zugleich ohnmächtig niedersank und erst durch die Schreckensbotschaft, welche der kleine Siegbert brachte, wieder zu sich kam. Aber in diesem kritischen Moment erwachte auch wieder alle ihre Kraft und Gewandheit. Während die Männer in träger Angst die Hände in den Schooß legten, erhob sie sich plötzlich mit leuchtendem Blick von ihrem Lager und richtete die Frage an ihren Sohn: „Siegbert, ist es draußen sehr dunkel?“

Als diese Frage bejaht wurde, stieß sie den Leichnam des Vigilanten mit einem kräftigen Fußtritt bei Seite, zog den blutigen Mantel desselben hervor, hing sich solchen um, setzte dessen Mütze auf ihren Kopf und entfernte sich mit den Worten aus der Spelunke: „Vielleicht gelingt es mir Euch zu retten.“

Erstaunt blickten die Schränker dem merkwürdigen Weibe nach, welche mit großer Schnelligkeit durch den Gang der Spelunke in das Wohnzimmer des Bucklichen schlüpfte. Hier drückte sie einen flüchtigen Kuß auf Marianne's bebende Lippen und verschwand dann mit den Worten: „Engel, bete für mich, daß mein Unternehmen gelingt,“ aus der Ladenthür des Kellerwirthes.

Marianne, welche so eben aus ihrer Betäubung erwacht war, stieß einen zitternden Schrei aus, als sie die männliche Gestalt so verwegen auf sich zuschreiten sahe; als sie aber die Stimme der Jüdin erkannte und nunmehr der schreckliche Auftritt, welchen sie so eben erlebt hat, nochmals vor ihre Seele trat, da verwirrten sich ihre Sinne und sie verfiel in heftige Fieberphantasieen.

VII.

Der Geheimerath.

Um die verschiedenartigen Fäden unserer Erzählung zu verfolgen, müssen wir die Kneipe des bucklichen Jobs auf einige Zeit verlassen und den Leser in ein äußerst nettes und bequemes Haus der Friedrichsstadt*), also unter ganz andere Menschen führen. Dieses Haus hat nur zwei Etagen und ist nur sechs Fenster breit, aber dennoch gewährt es Raum im Ueberflusse, da es nur von einer einzigen Familie bewohnt wird. Wohin wir sehen, erblicken wir hier die wohlgefälligen Spuren des Reichthums und des Ueberflußes. Die Treppen und die Corridors sind mit den schönsten Teppichen bedeckt, und die Fenster mit den herrlichsten Blumen geschmückt. Die Wände des Flures wölben sich zu einer Reihe köstlicher Nischen, welche mit Marmor ausgelegt sind und auserlesene Statuen enthalten. Die in Erz gegossene lebensgroße Bildsäule

*) Für die auswärtigen Leser bemerken wir, daß die Friedrichsstadt einer der schönsten Stadttheile Berlins ist, welcher größtentheils von wohlhabenden Leuten bewohnt wird.

eines griechischen Knaben steht am Aufgange der Mahagoni-Treppe und trägt in ihrer Rechten eine mit Gasflammen durchbrochene Fackel, welche am Abende einen strahlenden Glanz von sich wirft.

Der überaus reinliche Hof des Gebäudes dient einer zahlreichen Heerde auserlesenen Federviehes zum Aufenthaltsort. Der feiste calecuttische Hahn findet sich hier neben dem prächtigen Pfau und der zarten Ringeltaube. Auch ein mächtiger Adler hauf'te in einem schweren Drathkäfige neben einem Pärchen kleiner, drolliger Affen. Ein zierlicher Rehbock, welcher sich ebensowohl durch seine Größe als durch seine Zahmheit auszeichnete, vollendete den Kreis dieser seltsamen Bewohner eines Stadthauses.

Ein von blankem Messingdraht geflochtenes und von starken, eisernen Stäben getragenes Gitter trennte den Hof von einem zwar nicht sehr umfangreichen, aber doch äußerst zierlichen Garten. Die Beete desselben bestanden im Sommer fast nur aus verschiedenartigem Rosengebüsch, welches mit grünem Buchsbaum eingefaßt war; glichen aber in der Jahreszeit, mit welcher wir es für den Augenblick zu thun haben, einem großen weißen Teppiche. Auf der einen Seite des Gartens befand sich ein sehr zweckmäßig eingerichtetes Treibhaus, welches sich bis über den Hof hinweg erstreckte und durch einen bedeckten Gang mit den Gemächern des Vordergebäudes in Verbindung stand. Dieser Gang diente im Winter auch einem Theile der geflügelten Bewohner des Hofes zum Schutze gegen die Kälte. Ein Eiskeller, welcher sich in Gestalt eines belaubten Hügels in der Ecke des Gartens erhob und welcher eben sowohl ein angenehmes Ruheplätzchen, als auch einen freundlichen Blick in mehrere Nebengärten gewährte, bildete den Schlußpunkt aller dieser Annehmlichkeiten.

Die Familie, welche, wie bereits oben erwähnt ist, dieses ganze

Haus für sich einnahm, bestand nur aus dem Geheimenrathe Berthold, dessen Tochter, einem Bedienten, einer Köchin und einem Hausmädchen. Diese hatten die Localitäten des Hauses in der Weise unter sich vertheilt, daß der Geheimerath die untere Etage für seine Wohngemächer, sein Arbeitszimmer und seine Bibliothek benutzte, und daß die Gesellschaftszimmer mit der Wohnung der Tochter sich im obern Stockwerke befanden. Die Dienerschaft endlich hatte ihren Sitz in zwei kleinen, auf dem Boden belegenen Giebelstuben.

Da der Geheimerath und seine Tochter in unserer Erzählung eine sehr wichtige Rolle spielen werden, so kommt es zunächst darauf an, den Leser mit diesen beiden Personen näher bekannt zu machen.

Der Geheimerath war ein langer, hagerer Mann, in der Mitte der Sechsziger. Was ihm an Gelehrsamkeit abging, wurde durch sein gewandtes Benehmen und durch seinen Reichthum ersetzt. Er war schon seit vielen Jahren Wittwer und wurde durch dieses freie Verhältniß in seiner besondern Hinneigung zu dem schönen Geschlechte noch mehr begünstigt. Diese Neigung bildete für ihn, nachdem er fast alle Genüsse, welche die verfeinerte Civilisation unseres Jahrhunderts dem begüterten Mann zu gewähren vermag, bis zum Ekel erschöpft hatte, fast noch den einzigen Quell aller seiner Vergnügungen, in ihr lebte und webte er daher. Obwohl man den Geheimerath in dieser Weise einen vollendeten Wüstling nennen konnte und obwohl er schon manche zarte Blume geknickt, manches Familienglück untergraben und rücksichtslos seinen blinden Leidenschaften geopfert hatte, konnte man ihn dennoch im Allgemeinen nur als einen höchst gutmüthigen und liebenswürdigen Mann bezeichnen. Er war seiner Tochter der zärtlichste Vater, er suchte

ihr die beste Erziehung zu gewähren und sie mit einer fast übertriebenen Aengstlichkeit von jeder Spur einer Verführung fern zu halten, deren Gefahren er nur zu gut kannte. Er war der gewissenhafteste Beamte und erfüllte seine Berufsgeschäfte mit der größten Pünktlichkeit. Er zeigte sich als ein mildthätiger Beschützer der Armen und Dürftigen und gewährte ihnen reichliche Almosen. Kurz er war der beste Mann der Welt. Aber alle diese guten Seiten verschwanden, sobald ihm irgend ein schönes Gesicht, irgend eine gefällige Gestalt unter die Augen trat; dann erwachte seine Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke und er scheute kein Mittel derselben zu fröhnen. Kein Verhältniß war ihm dann zu heilig, kein Opfer zu groß und was in früherer Zeit seiner Jugend und Liebenswürdigkeit gelungen war, gelang in späteren Jahren seinem Gelde und Ansehen. Seine Operationen hatten daher fast immer einen günstigen Erfolg geliefert. Sei es, daß seine Wünsche sich von vorn herein nur in niedern ihm leichter zugänglicheu Kreisen bewegten und daß die höher stehende Damenwelt sich scheu vor ihm zurückzog, oder sei es, daß er in der Kunst der Verführung eine besondere Fertigkeit erlangt hatte, oder ihn ein ausgezeichnetes Glück begünstigte, genug, er hatte stets Triumphe gefeiert.

In solcher Weise war ihm der edlere Kern des weiblichen Geschlechts völlig verborgen geblieben. Er hatte keine Idee von der Heiligkeit einer reinen sittlichen Liebe, keine Vorstellung von dem unendlichen Zauber und der Achtung, welche ein wahrhaft tugendhaftes Weib ihrer Umgebung einflößt, sondern er betrachtete das schöne Geschlecht nur als eine Congregation mehr oder minder verkappter Buhlerinnen, deren erkünstelte Tugend in der einen oder der anderen Weise zum Weichen gebracht sein will. Das Wenige was ihm in diese Categorie nicht paßte bezeichnete er als dumm oder albern.

Er hatte ferner keine Ahnung von der hohen, edlen Bestimmung des Weibes, durch das Band der Familie der Centralpunkt aller irdischen Glückseligkeit und alles irdischen Segens zu werden, sondern er betrachtete die Weiber mehr als eine Art niedlich geformter Thiergeschöpfe, welche der liebe Gott lediglich zum Vergnügen und zur Fortpflanzung der Männer in die Welt gesetzt hat. Ein schönes Weib war ihm daher nicht viel mehr, als ein schönes Pferd, als ein kostbarer Jagdhund oder eine schmackhafte Trüffelpastete. —

Das einzige Weib, welches er schätzte und liebte und deren Verstand und Gemüth für ihn einen Werth hatte, war seine Tochter, aber diese stand ihm völlig außerhalb ihres Geschlechts und er liebte in ihr nicht den edlen Sinn und das kindliche Gemüth des Weibes, sondern nur seine Tochter. Seine verstorbene Gattin selbst war nicht im Stande gewesen, ihm von ihrem Geschlechte einen höheren Begriff beizubringen, denn sie war in der That weiter nichts gewesen, als eine verkappte Buhlerin, welche aber Schlauheit genug besessen hatte, den Geheimerath in eine Lage zu bringen, in der er sie nothwendig heirathen mußte. Ihr Tod war gerade frühzeitig genug erfolgt, um eine öffentliche Trennung zwischen bieden zu verhindern, denn im Geheimen hatte eine solche schon längst stattgefunden.

Marie, die Tochter des Geheimenraths, stand in dem glücklichen Alter von sechszehn Jahren, in welchem der Frohsinn der Jugend von den herben Erfahrungen des Lebens noch nicht berührt worden ist, und in welchem die Welt mit allen ihren Hoffnungen und Schätzen sich dem unbefangenen Gemüth wie ein offenes Paradies darstellt. In einem solchen Alter sind die Neigungen der Menschen noch nicht hinreichend entwickelt, um einem bestimmten Charaktergemälde zu entsprechen, aber soviel ließ sich in Maria's

lebhaftem und zuweilem selbst heftigem Benehmen erkennen, daß sie mehr zu einem geräuschvollen, dem Vergnügen und der Lust gewidmeten Leben, als zu einer stillen, zurückgezogenen Häuslichkeit hinneigte, und daß die Zärtlichkeit ihres Vaters und die Unterwürfigkeit ihrer Domestiquen keinesweges im Stande gewesen waren, ihr den segensreichen Einfluß zu ersetzen, welchen nur die weise Liebe einer verständigen und das edle Beispiel einer tugendhaften Mutter auf das Herz einer Tochter zu üben vermag. So war Marie von dem giftigen Hauche, welcher sie in dem lasterhaften Treiben ihres Vaters umgab, nicht unberührt geblieben, und es zeigten sich in ihren Handlungen schon jetzt Spuren einer Leichtfertigkeit und eines Eigensinnes, welche den verständigen Beobachter bei dem Mangel eines ihr zur Seite stehenden, kräftigen Beschützers mit banger Besorgniß für ihre Zukunft erfüllen mußten.

Für den Augenblick freilich zeigten sich alle diese gefährlichen Richtungen in Marie's Charakter in einem viel milderen, ja sogar freundlichem Lichte. Ihr Leichtsinn erschien unter dem Schleier jugendlicher Unschuld als kindliche Unbefangenheit, ihr Eigensinn als liebenswürdige Dreistigkeit und ihr ganzes, lebhaftes, heiteres Wesen verlieh ihrer schönen, blühenden Gestalt eine so unendliche Anmuth, daß durch solche die gefährliche Stellung, in welcher sie sich befand, noch vermehrt wurde. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

An dem Abende, welcher auf die Schreckensscenen im Keller des bucklichen Jobs folgte, fand bei dem Geheimenrathe eine große Soirée zur Feier einer bedeutenden Erbschaft statt, welche ihm ganz unvermuthet aus dem Nachlasse eines entfernten Verwandten zugefallen war und welche er an diesem Tage im Depositorio des Kammergerichts erhoben hatte. Unter den Gästen des Geheimen-

raths befanden sich sehr hochgestellte bedeutende Personen, da er vermöge seiner hohen amtlichen Stellung und seines Reichthums in großem Ansehen stand. Auch die Damen dieser Gesellschaft gehörten mehr oder minder der großen Welt an, jedoch waren es meistens solche, welche in ihren Ansichten und Urtheilen minder strenge verfahren, und daher eher geneigt sind, die mittelalterlichen strengen Begriffe weiblicher Sittsamkeit und Schüchternheit durch die Ergebnisse philosophischer Deductionen zu ersetzen, in denen die neuere Zeit so überaus erfinderisch ist. Da zu diesen Damen gewöhnlich die geistreichsten, schönsten und gebildetsten ihres Geschlechts gehören — denn Gelehrsamkeit, Witz und Laune sind die gefährlichsten Feinde weiblicher Tugend — so war die Unterhaltang ungemein lebhaft und interessant.

Namentlich hatte sich ein großer Kreis um die reizende Sängerin Amalie gebildet, welche mit dem Baron von Pesth in einer lebhaften Debatte über die Frage verwickelt war, ob die Ehe mehr zum Glück oder zum Unglück des Menschengeschlechtes diene.

„Was schwatzen Sie mir da, lieber Baron," sagte die reizende Künstlerin laut auflachend, indem sie ihren Gegner mit dem Fächer tändelnd auf die Finger klopfte, „von der Glückseligkeit der Ehe? Ist das eine Glückseligkeit, daß ich stets an eine und dieselbe Person gefesselt bin und daß ich sie lieben soll und muß, weil ich sie nun einmal habe, obwohl ich sie lieber hundert Meilen von mir fort wünschen möchte?"

„„Aber ich bitte Sie um Alles in der Welt, meine Theure,"" erwiederte der Baron höchst verwundert, „„was soll denn da aus der Menschheit werden, wenn jeder Gatte den andern verlassen kann, sobald ihm irgend eine dritte Person besser gefällt. Dann hätte ja alle Sitte und Zucht ein Ende?""

„Nein im Gegentheil, das wäre erst die wahre Glückseligkeit der Welt; weil dann jeder mit seiner Wahl und mit seinem Geschick zufrieden sein würde. Die guten Ehen blieben stehen, nur die bösen fielen fort und um die wäre es doch wahrlich nicht Schade. Und hat sich wirklich einmal eine gute Ehe aus einem Mißverständniß getrennt, dann wird sie sich nachher schon wieder zusammen finden."

„„Aber mein Gott, was soll denn da aus den Frauen werden, wenn sie alt geworden, und nicht mehr im Stande sind einen andern Gatten zu erlangen?""

„Wenn eine Frau von ihrem Gatten wirklich geliebt wird, dann wird er sie gewiß auch im Alter schätzen und ehren und er wird es lieber aus freiem Antriebe, als durch das Band der Ehe gezwungen thun. Wird sie nicht geliebt, dann hätte sie das Band der Ehe, welches doch überhaupt nach ihren Grundsätzen ein sündliches und unnatürliches ist, sobald es nicht durch die Liebe und durch einen gegenseitigen freien Willen geheiligt wird, längst lösen und sich nach einem andern Verhältnisse umthun sollen."

„„Sie, meine Gnädige, haben gut reden mit ihrem anmuthsvollen Gesichte, für Sie ist es freilich keine Kunst sich stets ein neues Verhältniß zu suchen und solches auch zu finden; aber was machen denn nun die häßlichen, verkrüppelten und kranken Frauen, welche nicht im Stande sind durch ihre Persönlichkeit einen Mann auf immer zu fesseln.""

„Ich überhöre den Stich, lieber Baron, den Sie mir so eben geben wollten, bedanke mich vielmehr für das feine Compliment, hinter welchem Sie die Natter ihres Witzes zu verstecken suchten. — Die häßlichen Weiber sind gar nicht zum Heirathen, sondern zum Arbeiten, zum Erziehen der Kinder u. s. w. und für die Verkrüppelten muß der Staat sorgen."

„Aber meine Beste, da sind Sie doch auf einem ungeheuren Holzwege,“ fiel hier die rauhe Stimme des Majors von Steinfort ein, „wenn Sie das Glück einer Ehe nur nach der Schönheit der Frauen abmessen wollen. Denn hören Sie mal meine Gnädige, die schönen Damen taugen gewöhnlich am wenigsten etwas. Meine Selige zum Beispiel, war infam häßlich, wahrhaftig auf Ehre, die hatte Pockennarben im Gesicht, als hätte der Teufel Erbsen auf ihr gedroschen; schad' nichts, habe doch mit ihr recht glücklich gelebt und ich wünsche, sie lebte heute noch, denn sie wäre mir wahrhaftig lieber, als manches glatte Gesicht und manches junge schnippische Ding.“

„Aber mein lieber Baron,“ erwiederte die schöne Amalie, ohne sich durch die Grobheit des Majors irgend wie aus der Fassung bringen zu lassen, „durch Ihre Worte bestätigen Sie ja gerade meine Ansichten. Wenn Sie mit Ihrer Frau nicht verheirathet gewesen wären, würden Sie nicht mit ihr eben so glücklich gelebt haben und sich eben so sehr an sie gefesselt gefühlt haben, als durch Ihre sogenannte Ehe?“

„O nein, erlauben Sie einmal meine Theure, da kann ich Ihnen mit einem ganz trefflichen Beispiele dienen. Sehen Sie mal, mein Junge, der Lieutenant, schwatzt da eben mit dem kleinen niedlichen Sprengsel, der blonden Tänzerin mit dem blauen Sammtspencer, da kann ich Ihnen die Geschichte im Vertrauen erzählen, ohne daß es der Wetterjunge hört,“ sagte der alte Krieger, indem er sich neben die streitsüchtige Künstlerin niederließ. „Sehen Sie, als ich erst so einige Jahre verheirathet war und mich an meine Selige noch nicht so recht gewöhnt hatte, und ihre gute Seiten noch nicht ordentlich zu würdigen verstand, da lernte ich so ein junges Ding kennen, welches in der Welt umherzog und Concerte gab.

Sehen Sie meine Gnädige, wenn die so vor mir saß und grölte und grölte, dann ging mirs durch die Rippen bis ins Herz und ehe ich mich versah, war ich ganz toll nach dem Frauenzimmer. Wahrhaftig meine Theure, ich geb' Ihnen mein Wort, wäre das so gegangen, ich hätte gleich wieder losgeheirathet und meine Selige im Stich gelassen. Und das Frauenzimmer hätte mich gewiß genommen, denn ich war damals noch ein junger hübscher Kerl, gerade so wie mein Wetterjunge der Lieutenant, und wenn so eine Künstlerin einen Baron und noch dazu einen, der etwas einzubrocken hat, ergattern kann, dann greift sie ohne Umstände zu. Aber ich kam mit der Zeit wieder zur Vernunft und das war auch recht gut. Denn die schöne Sängerin hat nachher einem meiner Kriegskameraden den Kopf verrückt gemacht und hat ihm Hörner aufgesetzt, daß er mir immer vorkam wie ein Tyroler Steinbock und daß er Gott dankte, als er die Megäre mit ein Paar Tausend Thälerchen wieder los wurde."

„Aber mein Herr Major," erwiederte Amalie halb im Scherz halb im Ernst, „da bestätigen Sie ja wieder, was ich so eben behauptet habe. Sie fanden ja Ihre Selige doch wieder und hätten sie gewiß wiedergefunden, wenn Sie auch mit ihr nicht verheirathet gewesen wären?"

„Nein, erlauben Sie mal, Sie kleiner Tausendsappermenter, das ist gar nicht so ausgemacht. Wer weiß denn, ob ich nicht noch wieder zu einer andern gelaufen wäre, denn so ein junger Kerl nimmt ja gar nicht Raison an, und ob mich meine Selige auch gleich wieder genommen hätte. Denn ich sage Ihnen, die hatte Ehrgefühl im Leibe mehr als manche andere, und wer weiß, ob nicht ein Anderer sich inzwischen an meine Selige herangemacht und ihren Werth besser erkannt hätte. Was hätte denn übrigens inzwischen

aus meiner Seligen werden sollen, wenn sie nicht zufällig etwas Geld hatte?"

„Nun, dann hätte sie gearbeitet, und wenn das nicht ging, dann hätte der Staat für sie sorgen müssen."

„Nein, meine Theure, das nehmen Sie mir nicht übel, aber mit Ihnen ist gar nicht auszukommen," erwiederte der Major, indem er unwillig aufstand, „dazu war meine Selige denn doch wahrhaftig nicht geschaffen, um so jeden Hans Narren zu bedienen, dazu hatte sie zu viel gelernt und hatte ein zu gutes Herz und von der Spitalsuppe ist gewiß noch niemand fett geworden. Ich wünschte nur, daß Ihnen einmal das glatte Gesichtchen mit der schönen Stimme etwas abhänden käme und daß Sie dann die Geschichte an sich selbst durchzuprobiren hätten, dann möchten wir uns einmal nach einiger Zeit wieder sprechen und fragen, wie thut es, wie geht es Ihnen? Wo haben Sie denn die schönen Armbänder, die prachtvollen Ohrringe und die herrlichen seidenen Kleider gelassen? Nein meine Liebe, das ist keine Raison, so ein heiliges Ding wie die Ehe ist, mir nichts dir nichts über den Haufen zu werfen und jeder Schürze nachzulaufen. — — Seht Euch einander ordentlich an, ehe ihr Euch heirathet und liebt Euch christlich, und wenn ihr Euch gefällt, dann macht Anstalt zur Hochzeit und bleibt hübsch bei einander. Wenn sich das auch nicht immer passen will, mit der Zeit werdet ihr Euch schon kennen lernen und Eure spitzigen Ecken an einander abreiben — — — — Und sagen Sie mir doch mein allerliebster kleiner Professor, was soll denn nach Ihrer Methode mit den Kindern werden, sollen wir die todtschlagen oder sollen die etwa auch hinlaufen, zu welchen Eltern sie gerade wollen? Das müßte wahrhaftig eine schöne Zucht in der Welt werden."

„I Gott bewahre, mein bester Herr Major, davon ist gar

keine Rede. Bleiben die Eltern bei einander, dann wissen auch die Kinder, wohin Sie gehören, und bleiben die Eltern nicht bei einander, dann nimmt der Staat die Kinder nach sich und sucht sich gleich die besten aus für seine Beamtenstellen, mögen nun die Kinder her sein, von wo sie wollen.

„Aber mein Gott, dann bekommen wir ja die ganze Welt voll lauter Waisenjungen?“

„Nun und was schadet das?“

„Ei sehen Sie doch einmal so eine Heerde Waisenjungen an, sehen denn die so sehr beneidenswerth aus? Haben sie nicht meistens bleiche kränkliche Gesichter und sollen so alle unsere Jungens werden? Nein meine Liebe, damit bleiben Sie mir vom Halse. Sie freilich haben eine Mutter gehabt, die sich Ihrer zärtlich angenommen, die Sie hübsch gefragt hat: meine Tochter bist Du krank, meine Tochter willst Du dieses, meine Tochter willst Du jenes und die Sie auf Weg und Steg behütet hat. Aber für den Staat macht sich das verteufelt schlecht, wenn er Kinderfrau spielen soll. Nein meine Theure, das verstehen Sie nicht, Sie wissen noch nicht, was das heißt, wenn man ein liebes gutes Weib zur Seite hat, und so ein Paar tüchtige Jungens auf dem Schooße hält, da lacht einem das Herz vor Freude. Aber dennoch ist der Mensch zu wankelmüthig und möchte zuweilen die ganze Welt zum Teufel jagen, wenn ihm irgend etwas in die Quere kömmt. Deshalb muß man nicht immer seiner Laune folgen dürfen, sondern man muß solche hübsch in gerader Richtung erhalten. Das würde etwas Gutes werden, wenn wir alle die schönen herrlichen Sitten unserer Voraltern abstreifen und uns nach dem Gewäsch richten wollten, was Euch die verwetterten Romanenschmierer in den Kopf setzen.“

„Aber mein lieber Baron, wir müssen doch fortschreiten mit

der Zeit, ist denn das Volk nicht jetzt ein ganz anderes als früher; lernt es nicht immer mehr einsehen, daß es nicht auf die äußere Form unserer Handlungen, sondern nur auf die innere Bedeutung derselben ankommt?"

„Aha, das nennen Sie also fortschreiten, wenn wir wieder wie die Wilden und wie das liebe Vieh in der Welt umherlaufen und uns nur um unser Vergnügen und nicht um etwas Höheres und Edleres kümmern. Nein, ich will Ihnen sagen, darin liegt eben das Unglück und Verderben unserer Zeit, daß die Familienbande so locker geworden sind. Eine Ehescheidung muß manchmal stattfinden, wenn der eine Theil gar nicht Raison annehmen will, aber zu meiner Zeit kam so ein Ding alle Jubeljahre einmal vor, und jetzt hat der Richter ja beinahe mehr mit der Ehe zu thun, als der Pastor. Zu meiner Zeit, Donnerwetter was hatte so ein Junge vor seinem Vater für einen Respect, und wenn der Junge auch zwanzig Jahre alt war; aber jetzt will so ein dummer Wicht alles besser wissen als sein Papa, und er sieht demselben vornehm über die Schulter. Jetzt läuft so ein blasser, schwächlicher Bursche mit der Brille auf der Nase und einer schweren goldenen Kette umher und rennt alle Leute an, während er früher fein bescheiden hinter dem dicken Zopfe des Herrn Papa einherging. Sehen Sie, meine Liebe, da liegt der Hund begraben, wir müssen die Familienbande strenger machen und denselben ihre frühere Heiligkeit wiederzugeben, aber nicht solche noch mehr zu lösen suchen." — —

Dieses Gespräch würde bei der Heftigkeit, mit welcher es geführt wurde, gewiß noch längere Zeit hindurch gedauert haben, wenn es nicht durch den Eintritt der schönen Tänzerin Sidonie unterbrochen worden wäre, welche so eben nach der Beendigung des Ballets in der Gesellschaft anlangte. Die Erscheinung dieser jungen

Künstlerin bot einen wahrhaften Genuß dar; denn auf der einen Seite besaß ihre schlanke reizende Gestalt ganz den ätherischen sylphenartigen Anstrich, welcher den Tänzerinnen eigenthümlich ist, auf der andern Seite wich sie von der Mehrzahl derselben aber durch eine blühende frische Gesichtsfarbe und durch einen unendlich sanften und schmachtenden Blick, welchem aber dennoch niemand ungestraft zu begegnen vermochte, vortheilhaft ab.

Alle diese Reize erschienen durch eine geschickte Toilette noch unendlich vermehrt. Das dunkele Haar wurde durch eine werthvolle Spange und eine kostbare Brillantnadel nur mit Mühe gefesselt und fiel dann in reichen Locken auf den blendenden Nacken herab, welcher sich mit seinen üppigen Formen unter den luftigen Falten eines Mousseline-Shawls verrätherisch hervorstahl, und dessen blendende Weiße durch ein geschmackvolles Kleid von aschfarbener Seide vortheilhaft gehoben wurde. Dieses Kleid schloß sich überall so eng an, daß man die herrlichen Formen, denen es zur Bedeckung diente, hinreichend zu ahnen und zu bewundern vermochte und kämpfte endlich mit einem Paar zierlicher Atlasschuhe und schneeweißer Strümpfchen um den Besitz der herrlichsten Wade. Eine Hand, so zart und durchsichtig, daß man sie eher für ein Wachsgebilde, als für Fleisch und Blut zu halten geneigt war, schloß den Cyclus aller dieser Reize, deren Mittelpunkt durch einen regenbogenfarbenen Sammtgürtel gebildet wurde, welcher die Taille der Sylphide umschloß.

Als diese reizende Erscheinung sich innerhalb der geöffneten Flügelthüren des Gesellschaftszimmers zeigte, erregte sie die allgemeinste Aufmerksamkeit der Gesellschaft. Alle Gespräche stockten auf einige Augenblicke, alle Augen lenkten sich nach der Thür und allen anwesenden Herren entfuhr ein unwillkührlicher Laut der

Bewunderung. Selbst der alte Major, dessen Gespräch mit der Sängerin Amalie gerechte Zweifel gegen seinen galanten Sinn erregt haben mußte, wendete sich seinem Nachbar mit den Worten zu: „Hören Sie mal Doctor, die ist nicht von Stroh!“ und konnte sich gar nicht von dem verführerischen Anblicke trennen, welcher freilich von dem seiner Seligen mannigfach abweichen mochte. Der Geheimerath, welcher mit seinem Freunde, dem Justizdirector Abelsberg, so eben im Begriff stand, sich der Prüfung einer in ihrer Entstehung begriffenen Bowle köstlichen Ananaspunsches zu unterziehen, setzte das Glas von seinen Lippen und beeilte sich seinen schönen Gast zu begrüßen: „Ach, meine Gnädige, scharmant, scharmant, daß Sie uns, wenn auch leider so spät, die unendliche Ehre erweisen. Sie sehen ein wenig angegriffen aus, befinden sich doch aber hoffentlich wohl und munter?“

„„Ich danke Ihnen Herr Geheimerath, es geht ja so ziemlich. Das Ballet hat mich ein wenig echauffirt.““

„Aber mein Gott, Theuerste, da hätten Sie es doch nicht wagen sollen sich so schnell der kalten Winterluft auszusetzen. Solche Unvorsichtigkeit ist die Quelle von Schnupfen, Husten, Rheumatismus, Gicht, Podagra, Hypochondrie, Hysterie, Melancholie und wie alle die lieben Freunde meiner Mußestunden heißen mögen. Erlauben Sie mir ja, daß ich Ihnen ein warmes Tuch meiner Tochter anbieten darf,“ fiel der Geheimerath schnell ein, indem er ganz außer Athem nach seiner Dienerschaft rief und das Herbeischaffen mehrerer warmen Tücher und möglichst heißer Tassen Thee zu bewirken suchte. Während dieser Beschäftigung umkreisete er seinen Gast in geschäftiger Eile, klopfte demselben mit zärtlicher Sorgfalt auf die schönen Schultern und Wangen und suchte endlich mit seinen freilich schon etwas welken Lippen auf der zarten Hand

der Sylphide einen Ruhepunkt zu finden. Aber diese entzog sich behende seinen Liebkosungen, klopfte ihn tändelnd mit ihrem kleinen Fingerchen auf den naseweisen Mund und eilte auf den Commerzienrath Moritzfeld zu, welcher das Glück hatte als der am meisten begünstigte Liebhaber dieser Schönen zu glänzen. Ein heißer Kuß, welcher ihm von den schmachtenden Rosenlippen zu Theil wurde, feierte ihm auch heute wieder einen von allen beneideten Triumph. Die schöne Sidonie hatte sich aber vergeblich bemühet der übertriebenen Sorgfalt des Geheimenrathes zu entgehen, denn in demselben Augenblicke, in welchem sie sich den Umarmungen ihres Geliebten entwinden wollte, fühlte sie sich von den dürren Händen des Geheimenrathes in ein großes wollenes Gewand eingehüllt, welches ihre zarten Schultern unsanft berührte. Und soviel sie sich auch sträubte, blieb ihr dennoch nichts übrig, als in dieser Umhüllnng einige Zeit zu verharren und eine Tasse heißen Thee's zu verschlucken, welche ihr der Geheimerath mit einer unerschütterlichen Festigkeit vorhielt, indem er ein Dutzend Beispiele citirte, in welchen eine ähnliche Unvorsichtigkeit die fürchterlichsten Folgen herbeigeführt hatte. Endlich setzte der Geheimerath mit dem Justizdirector, welchem es gelungen war, der schönen Sylphide einen vollständigen Hand- und Schulterkuß zu appliciren, seine Punschstudien fort, und die Beneidete erhielt nunmehr erst Gelegenheit einige ihrer in der Gesellschaft befindlichen Kunstgenossinnen zu begrüßen. Diese waren durch den günstigen Eindruck, welchen die von ihnen längst beneidete Sidonie auf ihre Kosten hervorgebracht hatte, in eine nicht geringe Erbitterung gerathen, welcher sie durch verschiedene beißende, spöttische Bemerkungen Luft zu machen suchten.

„Gott, das Frauenzimmer, die Sidonie, ist doch unerträglich

coquett," raunte die kleine Antonie mit dem blauen Sammtspencer ihrer Nachbarin zu.

„Coquett, liebe Antonie, ist viel zu wenig, geradezu gemein hättest Du sagen sollen. Läßt sich die Person hier ganz ungenirt küssen, so etwas ist noch nicht dagewesen."

„O ja, es ist bei ihr schon sehr oft dagewesen," setzte die schlanke Ninon schnippisch hinzu. „Ich begreife nicht, was die Leute an diesem mageren Frauenzimmer für einen Gefallen finden?"

„Ach, das Magere ist bei ihr noch der geringste Fehler, sieh' nur ihre schlechten Füße an!"

„Und ihre spitzen Schultern —"

„Und ihr gewöhnliches rothes Gesicht —"

„Und ihre schlechte Aussprache —"

„Sie kann nicht einmal ordentlich Deutsch."

„Gestern hat sie in der Probe dreimal mir statt mich gesagt!"

„Und heute viermal!"

„Und vorgestern immerfort!"

„Nein, ich komme auch nicht wieder zum Geheimenrath, wenn er diesen unangenehmen Gast nicht fortläßt."

Dieses waren ungefähr die Urtheile, welche über die reizende Sidonie von ihren Genossinnen gefällt wurden. Doch wie mit einem Zauberschlage waren die sauren, schmalen Gesichter derselben in einen Spiegel der Liebe und Freundschaft verwandelt, als die Beneidete ihren Gegnerinnen ganz unbefangen einen freundlichen „guten Abend" bot.

„Ach, wie schön liebe Sidonie, daß Du endlich einmal kommst," hob die kleine Minna jetzt plötzlich an, indem sie Sidoniens Wangen wiederholt küßte und dieselbe auf das zärtlichste umarmte.

„Wir haben recht lange auf Dich warten müssen," fuhr Antonie fort.

„Morgen kommst Du doch jedenfalls auch zum Commerzienrath," schloß die süße Ninon.

Sidonie gab dem Gespräch jedoch sehr bald eine andere Wendung, indem sie ihren Genossinnen ein für die Sphäre derselben sehr wichtiges Ereigniß mittheilte:

„„Kinder, wißt Ihr ganz etwas Neues, mit der Betty und dem Hauptmann ist es rein aus. Sie hat das schöne Armband, welches sie zu Weihnachten geschenkt erhalten hatte, versetzt, um eine Spielschuld des blonden Lieutenants zu bezahlen. Dem Hauptmann hatte sie vorgeredet, das Armband wäre ihr verloren gegangen, und derselbe stand schon im Begriff ihr ein Neues zu bestellen, als er durch einen Zufall die Geschichte erfuhr. Er hätte sich mit dem Lieutenant beinahe duellirt und hat der Betty einen ungeheuer groben Absagebrief geschrieben. Ich wundere mich, daß die Betty nicht schon hier ist, denn sie war bereits im ersten Act mit ihrem Tanze fertig.""

„Das geschieht ihr ganz recht, daß der Hauptmann endlich einmal hinter ihre Schliche gekommen ist. Sie hat ihn lange genug betrogen," äußerte Ninon schadenfroh.

„„Aber ich bedaure das arme Mädchen doch, solchen treuen Anhänger bekommt sie nicht wieder, und er hätte sie gewiß geheirathet, wenn er seinen Abschied genommen hätte, erwiederte Emilie.

„Ach, die werden sich schon wieder vertragen, das wäre nicht das erste Mal, wo beide einen Zank mit einander gehabt hätten," setzte Minna etwas unwillig hinzu. „Keiner fährt bei solchen Auftritten besser als die Betty, denn der Hauptmann läßt doch nicht

von ihr und irgend ein kostbarer Schmuck bildet in der Regel das Zeichen der Versöhnung.“

Diese Meinung schien auch auf durchaus wichtigen Voraussetzungen zu beruhen. Denn in demselben Augenblicke, in welchem solche ausgesprochen wurde, erschien Betty's große und kolossale Gestalt mit einem höchst freudigen Gesichte in der Thür.

Der Eindruck, welchen diese Erscheinung hervorbrachte, war von dem der reizenden Sidonie weit unterschieden. Betty war jedenfalls auch schön zu nennen nnd es war ihr ein graziöses zierliches Benehmen in keiner Weise abzusprechen. Aber ihre große kräftige Gestalt athmete bei weitem mehr einen sinnlichen gewöhnlichen Ausdruck als Sidonien's zarten Glieder, und ihre starken Gesichtszüge hatten einen fast grotesken Anflug. Dieser wurde durch eine auffällige und überladene Toilette noch bedeutend vermehrt. Denn Betty war mit einer schweren, weithin glänzenden Atlasrobe bekleidet und hatte einen eben so kostbaren moirirten Shawl um ihre breiten Schultern geschlagen, welcher solchen einen viel zu freien Spielraum gestattete. Dabei hatte sie jeden Theil ihres Körpers, welchen die Sitte nur irgendwie mit Schmuckstücken zu bekleiden pflegt, mit einer solchen Masse von Juwelen und Goldspangen bedeckt, daß sie einem wandelnden Schauspinde glich und weit hinter Sidonien's anspruchsloser lieblicher Erscheinung zurückblieb.

Betty erregte daher auch bei ihrem Eintritt weit weniger Sensation als ihre Vorgängerin. Die meisten der Anwesenden begnügten sich mit den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen. Nur der Referendarius von Birkheim schenkte ihr eine ganz besondere Aufmerksamkeit, indem er ihr einmal über das andere die fleischige Hand küßte und sie mit den Worten: „Betty, Sie sehen heut so

überaus fröhlich aus. Sie haben Ihrem Hauptmanne gewiß wieder eine kleine Nase gedrehet?“ zu ihren Kunstgenossinnen führte.

Betty ließ diese gar nicht zu Worte kommen, sondern hob sogleich noch ganz außer Athem mit der Erzählung ihrer Liebesabentheuer an:

„Denkt Euch Kinder, mein Alter hatte von der Geschichte mit dem blonden Lieutenant Wind bekommen und spie Feuer und Flamme gegen mich. Vorgestern bekam ich einen Brief von ihm, in welchem er mir unser ganzes Verhältniß aufkündigte und mir zugleich erklärte, er wolle seine Hand nunmehr völlig von mir zurückziehen. Anfangs verdroß mich die Sache einigermaßen, aber ich beruhigte mich sehr bald mit der Ueberzeugung, daß sich unser Streit in wenigen Tagen wieder beilegen würde, nur wollte ich freilich nicht den ersten Schritt zu einer Versöhnung thun. Und gedacht, gethan. Nachdem mir der Hauptmann zwei Tage lang überall geflissentlich aus dem Wege gegangen war und mich keines oder nur eines wüthenden Blickes gewürdigt und nachdem er drei Tage lang mich nicht besucht hatte, mußte ihm das Ding doch wohl zu langweilig geworden sein. Denn heute Abend stand er plötzlich vor der Ausgangsthür des Theaters und bot mir seine Begleitung an. Ich war natürlich anfangs ungeheuer grob und sagte ihm: „„Wo er so lange gewesen, da möchte er nur wieder hingehen,““ aber er ließ sich nicht abweisen, sondern ging immer neben mir her und überhäufte mich mit Vorwürfen, daß ich so undankbar gegen ihn wäre und seine zärtliche Liebe nicht verdiene u. s. w. So gab ein Wort das andere und zuletzt erklärte ich ihm, ich begriffe nicht, wie er, nachdem er mich schon schriftlich so schwer beleidigt hätte, es noch wagen könne mir mündlich so harte Vorwürfe

zu machen. Ich fände es nicht der Mühe werth, mich gegen solche zu vertheidigen."

„Gott," rief er da plötzlich aus, „wenn ich wüßte, daß ich Dir Unrecht gethan hätte, ich wäre der unglücklichste Mensch von der Welt."

„Herr Hauptmann," entgegnete ich ihm, „daran können Sie nur einen Augenblick zweifeln. Der Lieutenant hat eine arme unglückliche Mutter, welche ihr ganzes Glück in ihrem Sohne findet. Dieser stand auf dem Punkte sich zu erschießen, weil er sein Ehrenwort für eine Schuld verpfändet hatte und solches nicht erfüllen konnte. Durch einen Zufall erfuhr ich die ganze Geschichte. War denn das nun eine so große Sünde, daß ich mein Armband, — welches mir so unendlich theuer war, da ich es von Ihnen geschenkt erhalten hatte — willig hingab, um eine ganze Familie zu retten? Können Sie etwa glauben, daß mich andere Beweggründe für den Lieutenant interessirt haben, als das Gefühl einer reinen Menschenliebe? Freilich, die Verläumdung mag Ihnen das alles in einem andern Lichte dargestellt haben und Sie sind nur zu sehr geneigt stets Schlechtes von mir zu glauben und mich ungehört zu verdammen — —"

„Genug Kinder, was soll ich Euch sagen, das Ende vom Liede war, daß der Hauptmann mich inbrünstig um Verzeihung flehete und sofort mit mir zu Hossauer ging und die schöne Busennadel kaufte, welche ich mir so lange gewünscht hatte."

„Aber liebe Betty treibe es mit dem Hauptmann nur nicht zu weit," fiel Sidonies zarte Stimme hier bittend ein. „Der Hauptmann hat für Dich wirklich schon so unendlich viel gethan, er liebt Dich wie sein eigenes Kind und opfert Dir sein ganzes Vermögen. Es würde Dir doch vieles abgehen, wenn Du ihn einmal verlieren solltest, und er ist wirklich ein recht guter Mann."

„Ei was, ich habe es ihm nicht geheißen mir den Hof zu machen," erwiederte Betty gleichgültig, „und wenn er von mir fortgehet, ist es auch kein Unglück. Denn er hat mir für diesen Fall schon vor drei Jahren eine hinreichende Rente verschreiben müssen."

Der alte Major, welcher mit dem Doctor Hellmold dem Gespräche der Tänzerinnen in einiger Entfernung zugehört hatte, war durch solches in das höchste Erstaunen versetzt worden.

„Doctorchen, ich habe vorhin schon mit der Sängerin meine Noth gehabt, aber dieses Völkchen geht mir total über meinen Horizont. So jung, so schön, so liebenswürdig und doch so intriguant."

„Ja lieber Major, das müssen Sie nicht so schlimm nehmen. Das sind so kleine Affairen, wie sie täglich in der Welt vorkommen," erwiederte der Doctor gleichgültig.

„Das sind mir schöne Affairen, so mit der Liebe und mit der Ruhe anderer Leute sein Spiel zu treiben."

„Ach was Liebe? Denken Sie denn mein verehrtester Herr Major, daß die Zuneigung des Hauptmannes zur Betty wirklich reine ehrliche Liebe ist? Der alte Herr ist nur vergnügungssüchtig und lebenslustig. Es macht ihm Spaß in seinen alten Tagen noch einmal den jungen Fant zu spielen, und das Mädchen ist ihm nur deshalb so theuer geworden, weil sie ihm viel Geld gekostet hat und weil man sich für alles interessirt, was einem viel Mühe macht. Diese Art von Zuneigung ist weiter nichts als eine Essenz aus Lust, Sinnlichkeit und Eitelkeit zusammengebrauet, welche in ihrer äußeren Erscheinung mit der Liebe zwar sehr ähnlich, aber in ihrem innern Wesen von solcher himmelweit verschieden ist."

„Hören Sie mal Doctorchen, ich glaube wahrlich, Sie haben

recht. Wenn der Hauptmann wirklich Liebe zur Betty hätte, würde er Sie denn zur Maitresse herabwürdigen, würde er ihre Jugend und Unschuld vergiftet haben? Nein, im Gegentheil, er würde darauf bedacht gewesen sein, sie zu erheben, zu schützen, und er würde sie frank und frei geheirathet haben. Jetzt geschieht es dem alten Narren ganz recht, wenn ihm das junge Ding auf der Nase umherhüpft und er von der nur um sein Geld betrogen wird, welche er um viel kostbarere Dinge betrogen hat. Aber hören Sie Doctor, eine traurige Erscheinung bleibt es doch immer, wenn man die Sache näher in Erwägung ziehet."

„Mein lieber Herr Major, ich begreife nicht, wie Sie sich über so etwas wundern können. Das kann gar nicht anders sein. Dies junge Volk muß seine Zuflucht zu solchen Dingen nehmen. Denn sehen Sie mal, ein solches junges Ding hat in ehrlicher Weise höchstens eine Einnahme von Ein- oder Zweihundert Thalern. Dabei soll es sich anständig kleiden und anständig leben, ist auch gewöhnlich von geringem Herkommen und hat noch nebenbei eine alte blinde Mutter, eine kranke Schwester, einen liederlichen Bruder oder dergleichen zu ernähren. An Nebenverdienst ist nicht zu denken, denn das Hauptgeschäft nimmt schon hinreichende Zeit in Anspruch und fordert überdieß wegen seinen Anstrengungen eine besonders gute Lebensweise. Welche Seelenstärke und welche Ueberlegung gehört dazu, um unter solchen Verhältnissen tugendhaft zu bleiben und von dem schimmernden Glanze, mit welchem sich die zerlumpte Dürftigkeit plötzlich — wenn auch nur scheinbar — umgeben sieht, nicht geblendet zu werden? Wenn da nun ein reicher vornehmer Herr zu solchem jungen unerfahrenen Mädchen kömmt, und führt es auf die höchsten Zinnen der Lust und des Vergnügens und spricht: Alles dieses soll Dein sein, wenn — — Du mich anbetest. — Hören

Sie mal Baron, ich glaube, da sind wenige im Stande zu widerstehen, und man kann diejenigen, welche in solcher Stunde unterliegen, nur bedauern, aber nicht verachten. Und ich schwöre es Ihnen zu, Baron, Sie finden in diesem Kreise oftmals Wesen, welche nach der Höhe ihres Gemüthes, ihrer Gesinnungen und ihres Geistes zu urtheilen, wahrhaftig ein besseres Loos verdient hätten, als das, der Spielball eines genußsüchtigen Mannes zu sein."

„Der Major schien den Reden des Doctors seinen vollen Beifall zu schenken, denn er drückte demselben vertraulich die Hand und umarmte ihn mit den Worten: „„Doctor, Sie sind mein Mann, vielleicht können wir einmal in diesem Kreise etwas Gutes stiften! Ich hoffe Sie nächstens bei mir zu sehen.""

Der Referendarius von Birkheim hingegen, welcher sich während Bettys Erzählung von derselben abgewendet und dem Gespräche des Majors und des Doctors aufmerksam zugehört hatte, brach in ein lautes Gelächter aus, als der Doctor beim Schluß seiner Rede in eine wahre Begeisterung gerieth. „Doctorchen," rief er aus, „Du bist entweder verrückt oder verliebt. Wie kommst Du auf solchen moralischen Unsinn? Hast Du denn unsere Abentheuer mit der göttlichen Cäcilie, mit der blonden Bertha, mit der niedlichen Clara und wie sie alle heißen mögen, ganz vergessen, daß Du hier plötzlich den Pastor spielen willst? Was kümmern uns die Angelegenheiten unserer Damen? Sei lustig und vergnügt, wenn Du mit ihnen zusammen bist, und laß sie sonst thun und machen, was sie wollen. Wenn die es nicht mehr sind, dann giebt es wieder andere, an frischem Nachwuchs fehlt es, Gott sei Dank, nie. — — Nein, nein, Doctorchen, ich will Dir sagen, Dir steckt das Wettermädchen die Sidonie im Kopfe, und weil Du weißt, daß mit ihr auf gewöhnlichem Wege nichts anzufangen ist, und sie ein wenig

zur Schwärmerei hinneigt, willst Du es einmal in dieser Weise versuchen. Wirklich Doctorchen, Du bist ein süperber Kerl, der sich in alle Lagen zu schicken weiß."

„Laß gut sein lieber Max," erwiederte der Doctor etwas unmuthig, „Du kannst es mir glauben, was ich gesagt habe war mein voller Ernst. Ich weiß es, wir haben manchen tollen Streich mit einander getrieben und manche Comödie gespielt, aber ich kann es Dir auch versichern, es hat mir zuweilen schwere Gewissensbisse verursacht, wenn wir so einem armen Dinge den Kopf verdrehet hatten und namentlich hat es mir sehr wehe gethan, als ich gestern erfuhr, daß die Hochzeit der armen Bertha nur deshalb zurückgegangen ist, weil sie so thöricht war mit Dir hinter dem Rücken ihres Verlobten eine Landparthie zu machen. Wer weiß ob Du das arme Mädchen um einer so unbedeutenden Laune willen nicht für immer unglücklich gemacht hast. Ich kann mich nun einmal nicht dazu entschließen, unsere Mitgeschöpfe wie die Citronen zu betrachten, welche man auspreßt und deren Schalen man nachher zum Fenster hinauswirft."

„Aber sage mir Doctor, bist Du denn heut ganz des Teufels mit Deiner ewigen Philosophie. Was kümmern mich die Citronen und was kümmert mich die Bertha? Warum ist sie so thöricht gewesen mit mir zu kommen? Ich habe mir deshalb nichts vorzuwerfen, denn geschahe es nicht mit mir, so geschahe es gewiß mit einem anderen und die Sache blieb sich also ganz gleich. Der dumme Schlosserlümmel, der mit ihr Hochzeit machen wollte, konnte es sich höchstens zur Ehre schätzen, daß er ein von uns so begünstigtes Mädchen zur Frau bekommen sollte. Beruhige Dich übrigens lieber Freund, dem Schaden wollen wir sehr bald abhelfen. Unser Freund, der kleine Marinecapitain, welcher in

voriger Woche hier angekommen ist, sucht ein Verhältniß. Vielleicht gefällt ihm die Bertha, und das wäre für sie ein Glück, denn der Capitain hat Geld wie Heu und ist ein gutmüthiges nettes Kerlchen, mit welchem sich etwas aufstellen läßt."

Der Major, welcher von den Aeußerungen des Referendarius nur einen Theil vernommen hatte, für welchen aber schon dieser Theil hinreichte, ihn gegen denselben vollständig einzunehmen, war eben im Begriff seinem Unwillen Luft zu machen, als er durch den Eintritt eines neuen Gastes unterbrochen wurde, welcher sich so äußerst geräuschvoll ankündigte, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich nothwendiger Weise auf ihn lenken mußte.

Dieser neue Gast war der Rentier Wertheim, ein in früheren Zeiten sehr schöner und liebenswürdiger Mann, welcher aber dadurch, daß er sich in das unerbittliche Schicksal des Alters nicht zu fügen vermochte, jetzt fast zum Gecken wurde. Denn obwohl sein, wahrscheinlich von den Folgen des Weines ziemlich geröthetes Antlitz deutliche Spuren an sich trug, daß er mit solchem mindestens ein halbes Jahrhundert in Saus und Braus verlebt habe, so kleidete er sich immer noch wie der jüngste Stutzer. Eine ungeheure Tolle strebte unter verschiedenartigen Wendungen kühn zum Himmel empor und bildete einen seltsamen Kontrast zu der weißen Sammtweste, mit welcher er seine breite Brust bedeckt hatte und deren lange Schöße bis auf die Hüften hinabreichten. Ein brauner Reitfrack mit blitzenden Knöpfen legte ein Paar fleischige muskulöse Schenkel an den Tag, deren Bekleidung mit einer so unerbittlichen Strenge gefesselt war, daß man in jedem Augenblicke ein Zerspringen derselben fürchten mußte. Ein Paar langgeschnäbelter Stiefelschuhe von zartem Rehleder bildete den Ruhepunkt dieses wandelnden Modejournals, und eine schwere goldene Uhrkette, eine

zierliche Lorgnette, eine kostbare Tuchnadel nebst einem blitzenden Solitair die fernenweite Ausschmückung desselben.

In diesem Costüme erschien der Rentier vermöge eines kühnen tänzerartigen Sprunges plötzlich mitten im Saale, musterte die Gesellschaft einen Augenblick, indem er den Kopf mit wohlgefälliger Miene zurückbeugte, und löste sich dann in eine Anzahl zierlicher Komplimente auf.

„A schönen guten Abend meine Herren und Damen; schönen guten Abend liebes Sidonchen; ihr Diener reizende Ninon; süperb, süperb himmlische Minna, wahrhaftig der Sammtspencer sitzt wie ein Gott; Ihr Unterthänigster holde Amalie, auf Ehre der neue Aufsatz kleidet scharmant, scharmant; wie geht es Ihnen einzige Betty?“ Mit diesen Anreden, welche von einem wohlgefälligen Lächeln begleitet wurden, durchlief der Rentier den Kreis der Damen und begrüßte hierauf mit ehrerbietigen Verbeugungen die Notabilitäten der anwesenden Herren.

„Ei sieh da, mein sehr verehrter Herr Oberst-Wachtmeister,“ redete er zunächst den Major an, „trifft man Sie auch einmal in diesem Kreise. Ich glaubte schon Sie wären auf Ihrem Landgute völlig menschenscheu geworden. Gott, es sind nun schon zehn Jahre seit der Zeit vergangen, in welcher wir die herrliche Badereise zusammen machten. Ei sieh da, ihr Herr Sohn ist auch hier, das ist recht, daß sie denselben ein Bischen an die Luft führen und ihn mit unseren reizenden Kinderchen bekannt machen.“

„Ja alter Freund, es ist recht lange her, daß wir uns nicht gesehen haben,“ erwiederte der Major. „Allerlei Geschäfte fesseln mich an die Residenz und ich will nun doch einmal wieder sehen, was das junge Volk treibt, und meinen Sohn mit den Gefahren der großen Welt ein wenig bekannt machen. Es ist besser,

man läßt solchen jungen Herrn mit offenen Augen sehen, wie es zugehet, als daß man ihm die Augen verbindet und ihn in Gefahr bringt geblendet zu werden, wenn er späterhin doch einmal an das Licht kömmt. Ich wünsche nur, mein Herr Papa hätte es mit mir auch so gemacht, er hätte mir auf solche Weise manche derbe Lection ersparen können.“

Der Rentier schien wenig Lust zu haben auf dieses Thema weiter einzugehen, denn er wendete sich plötzlich mit den Worten an die um den Whisttisch versammelten Herren: „Eine sehr interessante Neuigkeit, welche namentlich Ihnen, Herr Geheimerath, sehr willkommen sein wird, hätte ich beinahe vergessen mitzutheilen. Ich komme so eben aus dem Circus*) vor dem Brandenburger Thore, um der ersten Vorstellung beizuwohnen, welche die neulich dort eingetroffene Kunstreitergesellschaft auf heut angekündigt hat, denn Sie wissen, ich bin ein großer Freund solcher Darstellungen. Ich hegte nur geringe Erwartungen, da der Truppe kein besonderer Ruf vorausgegangen ist und das Exterieur derselben ziemlich ärmlich aussiehet. Aber was habe ich dort erblickt! Meine Damen, Sie sind sämmtlich schön, sehr schön, ausgezeichnet schön, aber parbleu ich kann ihnen zuschwören, in dieser Truppe habe ich ein Weib gesehen, ein Weib, welches ich in einer Art für die Schönste ihres Geschlechts erklären muß! Sie ist nicht so ätherisch als unsere reizende Sidonie, nicht so zierlich als unsere Minna, nicht so graziös als unsere Ninon, kurz sie wird in jeder einzelnen Beziehung von unseren Damen übertroffen, aber der Gesammteindruck,

---

*) Der Circus ist ein auf einem freien Platze außerhalb der Stadt belegenes Gebäude, welches zu allerlei theatralischen Vorstellungen, namentlich aber für Kunstreitergesellschaften zweckmäßig eingerichtet ist.

den sie ausübt, ist ein so gewaltiger, so bezaubernder, daß es mir wahrhaftig geschwindelt hat, als ich diesem tollen Weibe bei ihren kühnen Sprüngen zusahe. Denken Sie sich eine schöne große Figur mit einer Kraft und Gewandtheit der Bewegungen, daß sie in solchen bald einer Riesin, bald einer Schlange gleicht. Denken Sie sich ferner einen Arm, so rund, so fleischig und doch so zart und ätherisch, daß es eine Götterwonne sein müßte, von solchem Arme umschlungen zu werden. — Und was soll ich Ihnen von dem Gesicht sagen und von den herrlichen Formen ihres Körpers? Noch nie sahe ich so schöne blühende Wangen, nie so brennende dunkele Augen, nie so volle Lippen, nie eine so hohe schöne Stirn, nie einen so vollendeten Gliederbau, kurz es ist, als wenn die Natur an dieses Weib alle ihre Reize verschwendet hätte. — Sie steht zwar nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, sondern befindet sich vielleicht schon in den dreißiger Jahren, aber eben diese Reife ihres Körpers, diese vollendete Ausbildung ihrer Formen, verleihen ihrer Erscheinung einen so majestätischen Zauber, daß man beim Anblicken dieses Weibes ganz außer sich geräth. Und was das Merkwürdigste an ihr ist, ihre Züge verzerren sich während der Vorstellung nicht zu einem widrigen gezwungenen Lächeln, wie man es bei ihren Genossinnen so oft findet, sondern ihre Züge stehen unbeweglich fest wie Marmor, ihr leuchtendes Auge strahlt dem berauschten Publikum düster und fremd entgegen und übt fast eine dämonische unheimliche Gewalt über dasselbe. — Ich habe hundertmal nach der Uhr gesehen und habe es hundertmal reuevoll empfunden, wie unartig es ist, so spät in dieser liebenswürdigen Gesellschaft zu erscheinen, aber — ich konnte mich nicht losreißen von diesem Anblicke, ich war wie gebannt so lange dieses göttliche Weib vor mir umherkreisete, und meine Augen hingen

noch lange, sehr lange an der Thür, durch welche sie meinen bezauberten Blicken entschwunden war. Und hören Sie, als ich ihr laut meinen Beifall zuklaschte, daß mir die Glacéhandschuh — wahrhaftig das Dutzend derselben kostet mich zehn Thaler, sie waren ganz ächt von Rey — in Stücken zersprangen, und als ihre ernsten strengen Züge sich hierbei für einen Augenblick aufheiterten und mich holdselig anlächelten, — — da fing ich total an zu rasen, so daß ich einmal über das andere, Bravo, Bravo, herrlich, herrlich, capo, capo, ausrief. — — Meine Herren, ich kann Ihnen versichern, das Weib hat mich total für sich eingenommen und ich muß es durchaus gleich morgen ermitteln, in welchen Verhältnissen sie lebt. Vorläufig erlaube ich mir aber den Vorschlag, daß wir unsere Damen morgen dorthin führen, ich kann Ihnen sämmtlich einen Genuß versprechen, der ihre Erwartungen weit übertreffen soll."

Der Vorschlag des Rentiers fand allgemeinen Beifall, obwohl man seine Schilderung für eine bei weitem übertriebene hielt und man ging in heiterer Laune und unter fröhlichen Scherzen über die Verliebtheit desselben zur Tafel, deren Beginn von der Dienerschaft mit lauter Stimme verkündigt wurde.

Der Major hatte sich mit der Gewandheit eines jugendlichen Cavaliers einen Platz neben der reizenden Sidonie zu verschaffen gewußt und schenkte allen ihren Wünschen und Bedürfnissen eine so zärtliche Sorgfalt, daß die ganze Gesellschaft ihm sehr bald zu der neuen Eroberung scherzend Glück wünschte und einen klingenden Toast auf das Wohl des neuen Brautpaares ausbrachte. Der alte Krieger acceptirte diesen, indem er sich schmunzelnd den Bart strich, mit der größten Bereitwilligkeit und wußte seiner schönen Nach-

darin ungeachtet ihres heftigen Sträubens einen derben Kuß zu appliciren. —

Der Major wurde aber noch bei weitem mehr zur Zielscheibe des Witzes gemacht, als wenige Minuten später der Bediente des Geheimenrathes das Eintreffen einer verschleierten Dame meldete, welche durchaus darauf gedrungen hatte, den Major zu sprechen, ohne daß man im Stande gewesen, von ihr die Nennung ihres Namens zu erlangen.

„Aber Freundchen, was machen Sie noch auf Ihre alten Tage für tolle Streiche, daß verschleierte Damen nach Ihnen verlangen," rief der Geheimerath dem Major scherzend nach, welcher etwas verlegen zur Thür hinauseilte; Ersterer brachte zum allgemeinen Gelächter der Gesellschaft einen Toast auf das Wohl der schönen Unbekannten aus, dessen spätere hohe Bedeutung er für den Augenblick freilich noch nicht zu ahnen vermochte.

Der Major mußte mit der Unbekannten einen sehr wichtigen Gegenstand abzuhandeln haben, denn er zog dieselbe leise in ein am Ende des Corridors belegenes Zimmer, flüsterte eine längere Zeit angelegentlich mit ihr und entließ sie dann mit der Weisung, er würde in wenigen Minuten nachfolgen, während er selbst unruhig in dem Zimmer auf und abschritt. Ein lautes Gespräch in dem Nebenzimmer störte ihn endlich aus seinen Betrachtungen und veranlaßte ihn unwillkürlich solches zu belauschen. Er unterschied sofort deutlich die Stimme des Referendarius von Birkheim, welcher ihn vorher so sehr in Harnisch gebracht hatte, und noch eine zweite zartere Stimme, welche einem jungen Mädchen anzugehören schien.

„Aber liebe einzige Marie, was machst Du Dir heut für thörichte Gedanken. Du gehst doch so gern zu einem Balle, weshalb willst Du nun heut diesem Vergnügen entsagen?"

sprach der Referendarius mit bittender Stimme, welche zuweilen durch heiße Küsse unterbrochen zu werden schien.

„Ich gehe recht gern mit Dir lieber Adolph," erwiederte die Tochter des Geheimenraths, denn keiner andern gehörte die weibliche Stimme an, „aber es ist doch zu gefährlich während der ganzen Nacht fort zu bleiben. Denke, wenn mein Vater von unseren heimlichen Ausflügen Kunde bekäme, ich müßte vor Schaam in die Erde sinken."

„„Und auch für mich wäre es ein großes Pech, denn den Unterstützungen Deines Vaters habe ich meine ganze Existenz zu verdanken, und ich hoffe, er soll noch späterhin meine Carriere begründen. Aber der alte Papa merkt nichts. Da müßte er klüger sein. Und, mein Gott! thust Du denn so großes Unrecht? Dein Vater ist unten heiter und vergnügt und macht den Theaterdamen die Cour, und Du armes Würmchen sollst hier still und einsam sitzen, wie eine Klosternonne. Nein, nein liebe Marie, es wäre grausam, wenn ich mich Deiner nicht annehmen und Deine Jugend nicht aufheitern wollte, das bin ich Deinem eigenen Vater schuldig, welcher Deinen Vortheil so sehr verkennt. Also nicht wahr, es bleibt dabei, um 11 Uhr erwarte ich Dich im Treibhause. Ich habe für Dich eine herrliche Maske besorgt, eine Pilgerin aus den Kreuzzügen und ich gehe als Ritter.""

„Aber mir ist doch heut unendlich ängstlich, wenn uns nur nicht ein Unglück widerfährt," flüsterte Marie leise, indem sie ihren Verführer zärtlich umschlang. Plötzlich aber erhob sie sich in höchstem Schreck mit den Worten von ihm: „Horch Adolph, wie es draußen vor der Thür raschelt, wenn uns nur Niemand belauscht."

Der alte Major, welcher zuletzt seines Unwillens nicht mehr Herr zu werden vermocht und seine Gegenwart durch einige un-

vorsichtige Bewegungen verrathen hatte, gewann gerade noch hinreichende Zeit, um sich unbemerkt auf den Corridor zurückzuziehen. Nachdem er hier einige Augenblicke verweilt hatte, schlich er mit dem Ausrufe: „Wart, Euch will ich eine derbe Lehre geben,“ die Treppe hinab und verließ eiligst die Gesellschaft, indem er die plötzliche Ankunft eines Verwandten vorschützte.

VIII.

Der Maskenball.

An dem Abende, an welchem sich die im vorigen Kapitel geschilderten Scenen ereigneten, fand im Kolosseum ein Maskenball statt. Dieses Lokal, welches späterhin ein so tragisches Ende genommen hat, stand in jener Zeit noch in seiner ersten Blüthe und diente auch den höheren Ständen zu einem beliebten Vergnügungsorte, wenn gleich auch schon damals viele der Gäste dem Stande der Aventuriers angehörten. An dem bezeichneten Abende war die dortige Gesellschaft besonders glänzend und zahlreich. Eine unabsehbare Wagenreihe erstreckte sich die alte Jakobsstraße entlang und vor der Eingangsthür des gefeierten Hauses bildete sich ein wirrer Knäuel, welchen die dort stationirten Polizeibeamten nur mit großer Mühe zu entwickeln vermochten. Das so beliebte: „Sie müssen hier zaruck“ war den bärtigen Lippen der Gensd'armen schon so oft entronnen, daß deren Sprache zuletzt eine heisere Färbung erlangt hatte.

In solchen Momenten wird die Stellung der exekutiven Polizeibeamten lediglich durch die Neugierde, dieser charakteristischen Eigenschaft der Berliner zu einer wahrhaft schwierigen und bedauernswerthen, denn der Berliner friert, hungert und dürstet stundenlang um die Nasenspitze einer Braut zu sehen, welche doch nicht anders aussieht, als jede andere Nasenspitze. Er trotzt, von dieser Leidenschaft getrieben, den Drohungen der sonst so gefürchteten Gensd'armen mit einer wahren Todesverachtung, ja er setzt sich sogar der Gefahr aus, von ihren Pferden zertreten oder von den Rädern eines vorüberrollenden Wagens zermalmt zu werden, nur um den geborgten Frack irgend eines armseligen Handlungsdieners zu erblicken, welcher die Näherin seines Herrn mit stolzer Miene zum Ball führt, obwohl ihr dieser noch vor wenigen Stunden einige Lothe des herrlichen Moccas mit süßen Blicken überreicht hat. So sehr sich der Beamte daher seiner Instruction gemäß auch abmühet die Schaar der ungestüm Andrängenden zurückzuhalten, so wird solche dennoch fortwährend durch neue Ankömmlinge ersetzt und verstärkt, und jeden Augenblick sieht er das schon hundertmal erlassene Verbot von Neuem übertreten. Dennoch darf er die Geduld nicht verlieren, sondern er muß mit stoischer Ruhe allen Chikanen der übermüthigen Menge Trotz bieten.

Aber nicht nur die Neugierde erscheint bei solchen Gelegenheiten als der Gegner des Polizeibeamten, sondern auch das Verbrechen umgiebt ihn mit seiner ganzen List und Gewandheit. Es sind namentlich die Taschendiebe, welche derartige Festlichkeiten, als eine reiche Ausbeute für ihr verderbliches Geschäft benutzen. Die Verfolgung derselben gehört daher bei solchen auch zu den Hauptaufgaben des Polizeibeamten; die Lösung derselben ist aber eine überaus schwierige und undankbare, da sich diese Freibeuter gewöhnlich hinter einem durchaus anständigen Aeußeren und einem feinen ge-

wandten Benehmen zu verbergen wissen. Der erfahrenste und beste Beamte ist daher hierbei Mißgriffen ausgesetzt, wie derjenige, welchen wir unsern Lesern jetzt zunächst mitzutheilen haben.

Unter den Masken, welche an dem in Rede stehenden Abende dem Colosseum zuströmten, befand sich auch ein einfacher unscheinbarer Domino, der eine kräftige männliche Gestalt zu bedecken schien. Derselbe nahm aber seinen Weg nicht in das Innere der Tanzsäle, sondern postirte sich am Eingange derselben, wo er, an einen Pfeiler gelehnt, die Vorübergehenden scharf ins Auge faßte. Hier verharrte er eine lange Zeit hindurch mit solcher Ausdauer, daß er endlich die Aufmerksamkeit des dienstthuenden Polizei-Commissarius erregte, der ihn ziemlich ernst aufforderte, nicht den Eingang in so ungewöhnlicher Weise zu versperren und nachdem diese Aufforderung fruchtlos geblieben war, ihn als gute Beute betrachtete und zur Demaskirung aufforderte. Der Unbekannte widersetzte sich aber dieser Maßregel und suchte den Amtseifrigen durch die barsch ertheilte Auskuuft zurückzuschrecken:

„Ich bin der Fürst von Prominsky und denke daß es niemanden verwehrt ist, an diesem Orte zu stehen."

Da dem Beamten dieser Name nicht bekannt war und ihm die Ausstattung des Fremden und das unausgesetzte Harren desselben an einem solchen Orte mit der Würde eines Fürsten nicht im Einklange zu stehen schien, so glaubte er es nun um so sicherer mit irgend einem berüchtigten Aventurier zu thun zu haben und forderte denselben gradezu auf, sich zu legitimiren und die Gründe anzugeben, weshalb er hier unausgesetzt vor der Thür des Tanzsaales stehe. Der Fürst fühlte sich durch das gegen ihn beobachtete Verfahren höchlichst verletzt und wußte den Beamten durch die Erklärung: er stelle sich hiermit unter den Schutz des Gesandten seines Oberherrn und

des Majors von Steinforth, welchen er hier erwarte, einigermaßen außer Fassung zu bringen, so daß derselbe sich begnügte, den Unbekannten in der Entfernung zu beobachten und sich scheu zurückzog, als wenige Minuten darauf wirklich der Major von Steinforth in der Tracht eines Kreuzritters erschien und den Fremden auf das herzlichste begrüßte.

Beide Masken zogen sich sofort in das Innere der Tanzsäle zurück, bestellten Champagner und nahmen an einem kleinen Tischchen des Orangeriesaales Platz, von welchem aus sie das bunte Gewühl der Masken bequem zu überschauen vermochten.

„Sie haben, Herr Major, einen eigenthümlichen Ort für unser Rendezvous bestimmt," hob der Fürst zunächst an, fast wäre ich in Gefahr gerathen hier, kaum in Berlin angelangt, verhaftet zu werden, und schwerlich würde ich überhaupt den Weg in diese Hallen der Freude gefunden haben, wenn mir nicht die Jüdin eine so geschickte Führerin gewesen wäre. Sagen Sie mir aber um Alles in der Welt, was bestimmte Sie, Theuerster, einen Freund, der nach langer Reise sehnsuchtsvoll in ihre Arme eilen will und dessen ganzes Geschick in ihren Händen liegt, hier in einem so merkwürdigen Costüme und unter so eigenthümlichen Umgebungen zu empfangen."

„„Ich denke,"" erwiederte der Major, „„Ew. Durchlaucht werden mich für gerechtfertigt halten, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß wir uns an dieser Stelle unseren Eröffnungen völlig ungestört überlassen können. Außerdem erwarte ich gerade hier ein für solche sehr bedeutungsvolles Ereigniß und endlich habe ich in diesen Hallen noch ein, wahrscheinlich sehr ergötzliches, Strafgericht mit einem kecken Maskenpaare zu halten; ich wollte

Ew. Durchlaucht lieber zum Theilnehmer an solchem machen, als mich durch dies unaufschiebbare Geschäft nur für einen Augenblick Ihrem so lang ersehnten Anblicke entziehen.""

„Nun zunächst, verehrtester Freund," erwiederte der Fürst in großer Aufregung, „sagen Sie mir kurz und bündig, wie steht meine Angelegenheit. Sind Sie des Juden habhaft geworden und vermag und will er irgend eine Auskunft ertheilen? Ich brenne vor Ungeduld hierüber eine Nachricht zu vernehmen, denn Sie wissen, daß meine ganze Glückseligkeit dabei auf dem Spiele stehet. Der Gedanke wird täglich schrecklicher für mich in dem ungerechten Besitze der Güter meines Bruders zu sein, im Ueberfluß und in Herrlichkeit zu leben, während mein Bruder, unbekannt mit seiner Würde und seiner Abkunft, gewiß dem Elend und dem Mangel Preis gegeben ist."

„„Ich nehme an Ew. Durchlaucht Geschick gewiß den lebhaftesten Antheil,"" versetzte der Major, indem er den Champagner mit ernster Miene prüfte, „„aber Dieselben brauchen sich über das, was nicht Sie, sondern Ihre Vorfahren verschuldet haben, wahrlich keine Vorwürfe zu machen, Sie können im Gegentheil den Fügungen des Schicksals mit Ruhe und Fassung entgegensehen. — Nun leihen Sie meinem Berichte ein freundliches Ohr: Gleich am nächsten Tage, nachdem Ew. Durchlaucht von meinem Gute abgereiset waren, machte sich die Jüdin mit ihren Kindern auf den Weg nach Berlin, um hier ihren Gatten aufzusuchen. Welchen Erfolg die Bemühungen des guten und edlen Weibes geliefert haben, werden Ew. Durchlaucht am Besten aus den Briefen ersehen, welche sie in dieser Angelegenheit an mich gerichtet hat.""

Mit diesen Worten überreichte der Major dem Fürsten mehrere Scripturen, deren Inhalt ungefähr dahin lautete:

Berlin, den . . . . .

Mein sehr verehrter Wohlthäter!

Nach einer höchst beschwerlichen Reise bin ich vor einigen Tagen in Berlin angelangt. Ich vermag Ihnen die Gefühle nicht zu schildern, welche mich beim Eintritt in diese Stadt ergriffen. Noch vor wenigen Monaten hatte ich solche an der Seite meines Mannes, mit Verbrechen belastet, in jäher Flucht vor den Verfolgungen der Polizei und im tiefsten Elende verlassen. Gegenwärtig kehrte ich in solche, erleuchtet durch die Lehren der neuen Erkenntniß, welche ich Ihren menschenfreundlichen Bemühungen zu verdanken habe und in dem stolzen Bewußtsein zurück, daß ich nunmehr im Dienste des Guten stehe. Diese Betrachtung wirkte überaus wohlthätig und erhebend für mich. Aber auf der andern Seite war es mir ein eben so peinliches Gefühl, mich, wenn auch nur auf einige Zeit, in die Höhlen des Lasters zurückzustürzen, denen ich durch eine so seltsame Fügung des Schicksals entronnen war. Insbesondere hatte der Gedanke etwas schreckliches für mich, meine Kinder wiederum dem verderblichen Einflusse ihres Vaters Preis zu geben. Aber dennoch brachte ich dieses Opfer von ganzem Herzen, da es Ihren Wünschen entsprach und es einen Beweis davon zu geben vermag, wie sehr ich die von Ihnen empfangenen Wohlthaten erkenne. Doch ich will Sie nicht mit einer Schilderung meiner Gefühle ermüden, sondern Ihnen einen einfachen Bericht über das Ergebniß meiner Nachforschungen abstatten.

Mehrere Tage hindurch war es mir durchaus unmöglich, etwas von dem Aufenthalte meines Ehemannes zu erfahren. Ein Handelsmann, an welchen derselbe werthvolles Silberzeug verkauft hatte, gab mir zwar die bestimmte Versicherung, daß er in Berlin sei und jedenfalls einen bedeutenden Diebstahl verübt haben müsse, aber

keiner der früheren Herbergswirthe meines Ehemannes wußte mir dessen Lagerstätte anzugeben. Endlich traf ich bei meinen Wanderungen, welche ich auf gut Glück in der Stadt anstellte, eine alte Lumpensammlerin, die ich früher als eine Diebesgenossin meines Ehemannes kennen gelernt hatte. Diese wies mir eine in dem sogenannten Voigtlande belegene Gastwirthschaft als den Aufenthaltsort des von mir Gesuchten nach.

Die erste Zusammenkunft zwischen mir und meinem Ehemanne war für mich eine Scene der Angst und der Erwartung. Er machte mir harte Vorwürfe, daß ich nicht schon längst Mittel gefunden hatte, wie er, aus Ihren Gefängnissen zu entfliehen und mit meinen Kindern zu ihm zu gelangen, aber dennoch war er fast vor Freude übermannt, als er mich so plötzlich vor sich stehen sahe, und es that mir im ersten Augenblicke unendlich wehe, ihn so bitter täuschen zu müssen. Aber der traurige Character meines Ehemannes, welcher sich seit meiner Entfernung von ihm noch mehr entwickelt hat, erleichterte mir meine Rolle sehr bald. — Ich fürchte das Maaß seiner Vergehen ist bald voll und wir werden uns beeilen müssen, wenn uns die Polizei nicht zuvorkommen soll. Von meinem Uebertritt zum Christenthume hat mein Ehemann keine Ahnung. Wäre es der Fall, so stände mein Leben offenbar in Gefahr, da Sie, mein verehrter Wohlthäter, selbst erfahren haben, wie sehr mein Ehemann jeden Christen, außer wenn er seinen Genossen angehört, haßt. So schwer es mir geworden ist, habe ich daher alle Gebräuche des Judenthums wiederum annehmen müssen.

In dem Besitze des geheimnißvollen Kleinods, welches für Sie und den durchlauchtigen Fürsten einen so großen Werth hat, befindet sich mein Gatte noch, aber ich habe es nicht wagen dürfen ihn schon jetzt wegen desselben näher auszuforschen, da sein Verdacht zu leicht

zu erregen ist. Nach Verlauf von einigen Wochen denke ich meinem Ziele näher zu rücken und ihm das Götzenbild, denn hierfür halte ich den blauen Stein, entwenden zu lassen. In dieser Weise werden Sie Ihren Zweck am sichersten erreichen, da der Fürst das Kleinod noch nicht selbst gesehen hat und in Betreff desselben ein Irrthum nicht nur möglich, sondern selbst wahrscheinlich ist. Denn mein Mann ist, wie ich Ihnen schon früher bemerklich gemacht habe, viel zu jung, um einer derjenigen zu sein, welche den Bruder des Fürsten in seiner Kindheit entführt haben.

Hiermit schloß der erste Brief der Jüdin. Der zweite lautete wie folgt:

Berlin, den . . . . .

Mein theurer Wohlthäter!

Gott wie unglücklich macht das Laster seine Anhänger, aber wie traurig auch, daß man dieses Unglück erst dann in seiner ganzen Fülle erkennen lernt, wenn man demselben entronnen ist! Welch' schreckliche Scenen habe ich in der Gesellschaft meines Ehemannes zu erleben gehabt! Die Polizei ist gegenwärtig in Berlin überaus thätig, auf Tritt und Schritt spürt sie uns nach und dringt mit Hülfe einiger unserer Genossen, welche sie für sich zu gewinnen gewußt hat, in unsere geheimsten Schlupfwinkel. Aber die Diebe lassen sich hierdurch keineswegs zurückschrecken, sondern mit der Thätigkeit ihrer Verfolger wächst ihre Schlauheit und Verwegenheit. Die meisten ihrer Niederlagen haben sie gegenwärtig außerhalb der Stadt verlegt, weil sie hier minder die Aufmerksamkeit zu erregen fürchten. Mein Ehemann hält sich, wie ich Ihnen schon in meinem vorigen Schreiben mitgetheilt habe, größtentheils in einem Keller des sogenannten Voigtlandes auf, welcher einem der verschmitztesten und

gefährlichsten Diebeshehler gehört. Hier herrscht ein so dreister und lebhafter Verkehr, daß ich jeden Tag mit banger Erwartung einer Zerstörung desselben entgegensehe. Es ist eine furchtbare Aufgabe für mich, ein Zeuge und Theilnehmer der Scenen zu sein, welche sich hier ereignen, und oft vermag ich es nur mit großer Mühe meine wahren Gesinnungen über solche zurückzuhalten. Dennoch muß ich meine Genossen an Verworfenheit noch zu übertreffen suchen, um ihr vollkommenes Vertrauen zu gewinnen. Denn von den letzten Verbrechen meines Gatten habe ich nichts erfahren können, was hinreichend wäre, ihn zu schrecken und ihm ein Geständniß über seine früheren Verhältuisse und über das geheimnißvolle Kleinod abzupressen. Vielleicht erreichen wir unsern Zweck in einer andern Weise. Ein langjähriger Freund und Genosse meines Ehemannes, welcher den Namen „der schlaue Schmerles" führt, und stets eine besondere Zuneigung zu mir an den Tag gelegt hat, hält sich gegenwärtig wiederum in Berlin auf. Durch diesen hoffe ich bestimmte Nachrichten über die Abkunft meines Ehemannes zu erlangen, und so denke ich schon in dem nächsten Briefe die gewünschten Aufschlüsse ertheilen zu können.

Dieser nächste Brief der Jüdin lautete dahin:

Unser Zweck ist jetzt leider zu sehr erreicht. Denn mein Ehemann ist seit wenigen Tagen nicht nur Dieb, sondern auch Raubmörder. Das Gerücht in der Stadt spricht von einer alten Frau, welche ihrer sämmtlichen Habseligkeiten beraubt, und als sie einen vergeblichen Widerstand versucht hatte, ermordet worden ist. — Der Mörder ist kein anderer, als mein Ehemann. Denn er war in der Nacht, in welcher die That verübt worden, nicht in seiner Lagerstätte, und kam erst am Morgen in großer Aufregung mit blutbeflecktem Kaftan und einer nicht unbedeutenden Geldsumme zurück. Die Genossen

seiner That sind mir noch unbekannt, da sie in der jetzigen Spelunke meines Gatten nicht verkehren. Ich muß Ihnen gestehen, mein theurer Wohlthäter, seit jenem Tage bin ich der Aufgabe, welcher ich mich unterzogen, kaum noch gewachsen, und ich erliege täglich mehr unter der Schwere derselben. Dennoch will ich tragen, was ich zu tragen vermag. Aber ich flehe Sie an, rufen Sie mich bald von meiner Sendung zurück und erwägen Sie das Heil meiner Kinder, welche unter den Händen ihres Vaters zu Verbrechern werden müssen. Es wird viele Jahre kosten, um diese unglücklichen Wesen von dem verderblichen Einflusse der wenigen Wochen zu befreien, welchem sie gegenwärtig ausgesetzt sind. Mein ältester Sohn ist von seinem Vater schon zu mehreren Diebstählen benutzt worden und ich habe ihn dafür nicht einmal tadeln dürfen, sondern beloben müssen, um meinen Ehemann nicht gegen mich aufzubringen. Ich schwöre Ihnen zu, mein theurer Wohlthäter, eine härtere Nothwendigkeit ist noch für keinen Sterblichen vorhanden gewesen. Es ist furchtbar, den vergifteten Pfeil in die Brust des eigenen Kindes drücken zu müssen. Ich würde dieselbe auch nicht zu tragen vermocht haben, wenn nicht der allgütige Lenker unseres Schicksals plötzlich meinen Kindern einen mächtigen Beschützer und mir einen helfenden Tröster da gesendet hätte, wo ich ihn am wenigsten gesucht habe. Bei dem Wirth meines Ehemannes, welcher unter seinen Genossen mit dem Beinamen „der buckliche Jobs" belegt wird, hält sich nämlich ein junges Mädchen auf, die er für seine Tochter ausgiebt. Dies ist indeß sicher nicht der Fall, denn Jobs ist ein Teufel in Menschengestalt, ein Scheusal an Verworfenheit und Bosheit, und dieses Mädchen ein Engel an Unschuld und Liebe. Noch nie sahe ich ein so reines und edles Gemüth, noch nie einen so frommen und kindlichen Sinn neben solchen Kraft und Entschlossenheit.

Freilich hat mir das Leben, welches ich seit der langen Entfernung von meinen Eltern geführt habe, wenig Gelegenheit gegeben, gute Menschen kennen zu lernen, und es mag deren mehr geben, als ich zu ahnen vermag. Aber dennoch bleibt Marianne gewiß eins der besten Wesen, welche die Erde jemals gesehen hat. Welch eine Seelenstärke gehört dazu, unter solchen Menschen rein und tugendhaft zu bleiben. Mir war leider eine solche Stärke nicht beschieden, als ich von meinem Gatten den Händen meiner unglücklichen Eltern entrissen wurde und dieselben nach dem räuberischen Einfall in ihre friedliche Wohnung mit dem Verlust ihres Vermögens auch den Verlust ihrer Tochter beweinen mußten. Und dennoch hatte ich eine gute Erziehung genossen! Welch' starker Keim des Guten und Edlen muß aber in jener Seele gelegen haben, um schon als Kind, ohne Lehre und ohne Beispiel, den Lockungen und Verfolgungen des Lasters zu widerstehen. Daß Marianne bei diesen Grundsätzen von ihrem Vater und dessen Genossen nicht geliebt sondern auf das bitterste gehaßt wird, werden Sie, mein theurer Wohlthäter, der die Herzen der Menschen so tief ergründet hat, gewiß ermessen. Mit den schwersten und gemeinsten Arbeiten überladen und dem Hohne und Spotte Aller Preis gegeben, führt das unglückliche Mädchen ein wahrhaft bejammernswerthes Dasein. Dennoch hört man aus ihrem Munde keine Klage, keinen Schmerz, sondern sie vergilt ihrem Vater die Mißhandlungen, welche derselbe ihr zufügt, durch zärtliche Liebe und treue Dienste, und ist glücklich, wenn sie dem Hohne ihrer Peiniger durch irgend einen freundlichen Dienst zu begegnen vermag. Als ich noch das Glück hatte, den Unterricht Ihres Herrn Pfarrers zu genießen, hat mir derselbe oftmals von den Märtyrern erzählt, welche für den christlichen Glauben die härtesten Leiden erduldet, welche diese Leiden

aber als eine Schickung Gottes mit Freuden getragen haben. Mit diesen Märtyrern möchte ich das göttliche Wesen vergleichen, denn mit ihren Leiden steigert sich ihre Ergebenheit und ihre Duldung. Oftmals möchte ich ihr weinend um den Hals fallen, ich möchte mit heißen Thränen ihre Verzeihung erflehen für alle die Unbilden, welche ihr zugefügt werden, und den mit den Zähnen zerreißen, welcher es wagt, ihr zu nahe zu treten. Ja, ich muß sie wie eine Heilige verehren und den Staub von ihren Füßen küssen, seitdem ich erkannt habe, daß sie meine Kinder mit der innigsten Liebe umfängt und jeden Augenblick ihrer Mußestunden unter den größten Gefahren dazu benutzt, um meine Kinder in den Lehren des Christenthums zu unterrichten und vor den Verlockungen des sie umgebenden Lasters zu warnen. — Aber ich darf es nicht, ich muß sie im Gegentheil mit der größten Härte und Verachtung behandeln und meine Genossen in teuflischer Bosheit zu übertreffen suchen, da es der Zweck meiner Sendung so fordert. — Schon lange habe ich mich bemühet eine Gelegenheit zu finden, ihr meine wahren Gesinnungen zu entdecken und ein treues Bündniß mit ihr zu schließen, aber stets vergeblich. Und ich weiß auch noch nicht, ob ich mich ihr wirklich anvertrauen soll, da sie mir zur Verstellung theils zu ehrlich und offen, theils zu unerfahren erscheint. Alles, was ich bis jetzt zu thun vermag, besteht darin, daß ich unter der Maske des Zufalls und der Heuchelei die ihr drohenden Gefahren nach Möglichkeit abzuwenden suche und meine Kinder zur größten Verschwiegenheit über die Bemühungen Mariannen's verpflichtet habe. Aber wie sich das Schicksal auch wenden möge, um diese einzige Gnade bitte ich, mein theurer Wohlthäter, befreien Sie das unglückliche Mädchen aus der schrecklichen Lage, in der es sich befindet, und welche sie wahrlich nicht verdient hat.

Der Fürst hat mir große Belohnungen versprochen, falls sein Plan gelingt; ich verachte diese Belohnungen insofern sie für mich bestimmt sind, denn was ich thue scheint mir eine heilige Pflicht der Dankbarkeit für die mir erwiesenen Wohlthaten, für die Errettung meiner Seele aus dem irdischen und dem ewigen Verderben. Aber ich nehme diese Belohnungen mit dem schmutzigsten Geize für meinen unglücklichen Schützling in Anspruch und was Sie und der durchlauchtigste Fürst irgendwie für mich verwenden wollen, ich bitte, ich flehe darum, verwenden Sie es für die Befreiung der unglücklichen Marianne.

Wer sie eigentlich ist, habe ich noch nicht ergründen können, aber des bucklichen Jobs Tochter ist sie bestimmt nicht; dieses geht deutlich aus einer Aeußerung hervor, welche er vor wenigen Tagen im Zorne gegen sie ausgestoßen hat. Wie könnte auch ein Vater so grausam gegen sein Kind sein und wie könnte dasselbe Blut so verschiedene Charactere erzeugen?

Doch ich vergesse über die Theilnahme für meinen unglücklichen Schützling völlig den eigentlichen Zweck meines Schreibens.

Nach den Mittheilungen welche mir der schlaue Schmerles und die Lumpensammlerin über die früheren Schicksale meines Gatten gemacht haben und nach meinen eigenen Erfahrungen kann ich Ihnen gegenwärtig eine ziemlich vollständige Auskunft über die Jugendjahre desselben ertheilen, welche uns aber unserem Zwecke leider nicht erheblich näher führt:

Mein Ehemann stammt von einer jüdischen Horde ab, welche nach Art der Zigeunerbanden die Steppen Rußlands und Polens durchzogen hat. Er ist der Sohn eines Häuptlings gewesen und hat schon sehr bald in großem Ansehen unter seinen Genossen gestanden, da er von keinem derselben an Kühnheit und Gewandheit übertroffen wurde.

Nach der Sitte seiner Voreltern war er schon im Jünglingsalter mit einer Tochter seines Stammes verheirathet. An derselben soll er mit unaussprechlichen Liebe gehangen und sich in ihr einer treuen Lebensgefährtin erfreut haben. Dieses Glückes wurde er aber schon nach wenigen Jahren auf eine schmähliche Weise beraubt. Ein Streifzug russischer Bauern überfiel seine Horde, weil sie dieselbe im Verdacht eines Kirchendiebstahls hatte, mißhandelten seine Gattin vor seinen Augen zu Tode, warfen seine Kinder ins Feuer und schleppten ihn selbst gefangen fort, weil sie von ihm noch wichtige Geständnisse zu erpressen hofften. Nach den schrecklichsten Martern wurde er nach Sibirien gebracht und schmachtete hier mehrere Jahre in Ketten. Durch einen glücklichen Zufall gelang es ihm zu entfliehen und unter unsäglichen Entbehrungen und Leiden nach Polen zurückzugelangen. Hier zog er, durch Unruhen begünstigt, welche in jener Zeit dort herrschten, eine Menge räuberischen Gesindels an sich, und sahe sich bald an die Spitze einer zahlreichen Bande gestellt. Mit dieser ging er über die russische Gränze, um sich dem Eide gemäß, welchen er unter den scheußlichsten Martern geschworen hatte, an seinen Peinigern zu rächen. Durch rastloses Suchen fand er endlich das Dorf, dessen Bewohner sein Lebensglück auf eine so furchtbare Weise zerstört hatten. Nach einer verzweifelten Gegenwehr nahm er dieselben gefangen, steckte sie gebunden in eine Scheune und zündete dieselbe über ihren Häuptern an, so daß sie eines langsamen Feuertodes sterben mußten. Seit jener Zeit soll der Charakter meines Gatten auch die tückische Bosheit angenommen haben, welche späterhin einen so hervorstechenden Zug desselben gebildet hat. Das geheimnißvolle Kleinod hat er nach dem Brande von dem Halse eines der gedörrten Leichname losgeschnitten und sich selbst angelegt. Ich vermag Ihnen, mein verehrter

Wohlthäter, die Wahrheit dieser Thatsache mit Bestimmtheit zu verbürgen, da der Vater des schlauen Schmerles bei dem Brande gegenwärtig gewesen ist und das Kleinod selbst entdeckt hat. Mein Gatte soll dasselbe seit jenem Tage nicht einen Augenblick von sich gelassen, sondern es in einer wahrhaft abergläubischen Weise als einen Talisman seines Glückes verehrt haben. Ueber die Aechtheit desselben kann übrigens ferner kein Zweifel sein, weil es nach der Aussage des Schmerles wirklich die geheimnißvollen Schriftzüge an sich trägt, deren der Fürst in seiner Beschreibung erwähnt hat. Da das Dorf, an welchem mein Ehemann eine so furchtbare Rache genommen hat, spurlos vom Erdboden verschwunden ist, so würde hiernach wenig Hoffnung vorhanden sein, von dem Bruder des Fürsten irgend eine Kunde zu erlangen, wenn nicht der Vater des Schmerles gegen diesen eines dunklen Gerüchts erwähnt hätte, daß mein Ehemann schon früher im Besitz des Kleinods gewesen und daß ihm solches eben durch den Ueberfall der russischen Bauern geraubt worden sei. Hiernach wäre es allerdings nicht unmöglich, daß der Bruder des Fürsten wirklich von der Horde meines Gatten entführt worden ist. Eine zuverlässige Auskunft vermag aber leider nur er selbst zu ertheilen. Ich verzweifle jedoch immer mehr daran, daß es mir gelingen wird, eine solche in Güte von ihm zu erlangen. Denn er geräth jedesmal in eine fast fieberhafte Aufregung und stößt mich mit finsteren Blicken zurück, sobald ich das Gespräch auf den geheimnißvollen Schmuck seines Halses bringe. Ich werde also nunmehr mein Streben allein darauf richten müssen, ihn in Ihre Gewalt zu bringen. Der Mord, mit welchem er seine Hände gegenwärtig von Neuem befleckt hat, würde hierzu eine günstige Gelegenheit darbieten, wenn es mir gelänge hinreichende Beweismittel zu seiner Ueberführung herbeizuschaffen, und wenn Sie mir das

heilige Versprechen ertheilen wollen, es in dieser Beziehung nicht auf das Aeußerste ankommen zu lassen. Denn wenn auch mein Ehemann mein ganzes Lebensglück zerstört hat und zu einem der furchtbarsten Verbrecher herabgesunken ist, so würde ich mich dennoch durch nichts in der Welt dazu bewegen lassen, ihn dem Schaffot Preis zu geben. Bleibt er doch immer der Vater meiner Kinder und ein unglücklicher Mann, an welchem die Menschheit selbst ein schweres Verbrechen verübt hat. Ein solches Opfer werden auch Sie, mein Wohlthäter, gewiß nicht von mir fordern. Ich hoffe Ihnen nunmehr in meinem nächsten Schreiben einen bestimmten Plan angeben zu können, bitte aber dringend, daß Sie dann schleunigst hierher kommen, damit ich mein grausames Amt in Ihre Hände niederlegen kann. Die Mittel und Wege zu mir zu gelangen, wird Ihnen Ihr Herr Sohn genau angeben können.

Der letzte Brief der Jüdin lautete wie folgt:

Berlin, den . . . . .

Verehrter Herr!

Es kommt gegenwärtig Alles darauf an, daß Sie mit Sr. Durchlaucht so schnell als möglich hierher eilen, da endlich der lang ersehnte Zeitpunkt gekommen ist.

Mein Ehemann beabsichtigt nämlich in der Wohnung des Geheimenrathes Berthold einen Einbruch zu verüben. Es ist bei solchem auf die Entwendung einer sehr bedeutenden Geldsumme abgesehen, welche der Geheimerath in wenigen Tagen aus dem Nachlasse seines Großonkels erheben wird. Das Geld bleibt nur eine einzige Nacht im Hause und wird dann auf der Bank niedergelegt. Diese einzige Nacht ist zur Verübung des Verbrechens bestimmt. Dieselbe läßt sich für den Augenblick noch nicht voraussehen, aber sie kann

nach den getroffenen Vorbereitungen nicht fern sein. Ein Genosse meines Ehemannes, welcher den Beinamen „das Aalauge“ führt, hat den Diebstahl ausbaldowert, indem er zu der alten Köchin des Geheimenraths in ein Liebesverhältniß getreten ist. Dieser und der schlaue Schmerles werden meinen Ehemann begleiten. Das Vertrauen des Letzteren habe ich jetzt in dem Grade wieder gewonnen, daß er mich in diese Angelegenheit vollständig eingeweiht und mir sogar den Auftrag ertheilt hat, die Localität des Diebstahls in Augenschein zu nehmen, welchem Auftrage ich mich noch heut unterziehen werde.

Da der Geheimerath nach der Mittheilung Ihres Herrn Sohnes mit Ihnen selbst befreundet ist, so wird dieser Diebstahl eine treffliche Gelegenheit zur Erreichung unserer Zwecke gewähren, aber auch für lange Zeit die letzte Gelegenheit, denn mein Mann beabsichtigt nach vollführtem Diebstahl noch in derselben Nacht Berlin zu verlassen.

Wir dürfen daher diesen entscheidenden Moment um keinen Preis unbenutzt vorübergehen lassen und es wäre ein harter Schlag, wenn Sie nicht mehr zur rechten Zeit in Berlin ankommen sollten. Mir bliebe dann für den Augenblick nichts übrig, als meinem Ehemann den Schlaftrunk einzugeben, welchen ich noch bei mir trage, um ihn auf solche Weise zu fesseln. Denn sobald mein Ehemann seine vagabondirende Lebensart wiederum beginnt, fehlt es mir theils an Gelegenheit unsere Correspondenz unbemerkt fortzuführen, theils würde es Ihnen sehr schwer fallen denselben zu erreichen. —

— — — — — — — — — — — — — —

Auf den Fürsten schien der Inhalt dieser Briefe einen tiefen Eindruck hervorzubringen, denn er verschlang denselben in wilder Hast und wechselte fast in jedem Moment die Farbe.

„Nun, mein theurer Freund," rief er in der furchtbarsten Spannung aus, indem er dem Major die Scripturen zurückgab, „wie hat sich die Sache weiter entwickelt? aber recht rasch, recht kurz, denn ich vergehe vor Ungeduld."

„„Auch dieses sollen Ew. Durchlaucht sogleich erfahren,"" erwiederte der Major, ohne sich durch die Aufregung des Fürsten außer Fassung bringen zu lassen. „„Mit einem Worte: Diese Nacht ist zur Verübung des Diebstahls von dem Juden bestimmt und schon in wenigen Stunden kann sich Ihr Geschick entschieden haben. Ich bin auf den letzten Brief der Jüdin sofort mit Courierpferden nach Berlin geeilt und noch am Abende meiner Ankunft gelang es mir der Jüdin habhaft zu werden. Die Verübung des Diebstahls hatte sich mit der Auszahlung des Geldes glücklicher Weise noch um mehrere Tage verzögert, und so kam ich frühzeitig genug hier an. Ich eilte am folgenden Tage sofort zum Geheimerath Berthold einem alten Freunde meines Bruders, und fand die Angaben der Jüdin vollständig bestätigt. Er hat von seinem Großonkel wirklich 10,000 Thaler ererbt und der Termin der Auszahlung stand auf heut an. Ich wollte den Geheimerath anfangs in das Geheimniß einweihen und den Juden in den Zimmern desselben festnehmen. Ich unterließ dieses aber auf die dringenden Vorstellungen der Jüdin, da der Geheimerath überaus furchtsam und schwatzhaft ist und wir also befürchten mußten, daß der Jude durch die Köchin desselben irgend etwas Verdächtiges in Erfahrung bringen konnte. Vielmehr haben wir beschlossen den Juden sofort nach Verübung des Einbruchs in dem Augenblicke festzunehmen, in welchem er das Haus des Geheimenraths verlassen will. Da das Unternehmen aber, was Gott verhüten wolle, doch vielleicht in einer oder der anderen Weise mißlingen kann, so darf der Jude auf keinen Fall in den Besitz des

Geldes gelangen und die Jüdin hat, um dieses zu bewirken, ein ganz eigenthümliches Mittel ersonnen. Das Geld befindet sich nämlich in einem schweren eisernen Kasten der ersten Etage, welcher nur mit einer eisernen Winde erbrochen werden kann. Aus dieser Winde wird die Jüdin kurz vor dem Aufbruch zum Diebstahl den eisernen Zapfen herausziehen und anstatt desselben einen schwarz gefärbten hölzernen Pflock hineinschlagen, so daß die Winde bei der geringsten Kraftanstrengung zerplatzt und den Juden zum Rückzuge zwingt. Ew. Durchlaucht werden sich doch jedenfalls der Expedition anschließen. Es werden uns bei solcher außer meinem Sohne noch zwei zuverlässige wohlbewaffnete Diener begleiten. Ein Wagen wird mit meinem Polizeiverwalter in der Nähe halten, um den Juden nach seiner Festnehmung sofort in eine abgelegene Wohnung zu transportiren, welche ich ausdrücklich zu diesem Zwecke gemiethet habe. Der Diebstahl wird, da der Jude weiß, daß heute Abend bei dem Geheimenrath zur Feier der erlangten Erbschaft eine große Festlichkeit stattfindet, erst in den Morgenstunden ausgeführt. Wir werden schon eine geraume Zeit vorher am Platze sein und unseren Aufenthalt so lange in einem gegenüberliegenden Hause nehmen, bis der Jude von dem Garten eines Nebengebäudes aus in die Wohnung des Geheimenrathes gelangt sein wird. Dann werden wir uns durch die Hausthür des Geheimenrathes in das auf dem Hofe belegene Treibhaus desselben schleichen, welches der Jude bei seinem Rückzuge passiren muß und denselben hier festnehmen. Die Jüdin hat von ihrem Ehemanne den Auftrag erhalten während der Verübung des Diebstahls auf der Straße Wache zu halten und ein verabredetes Zeichen zu geben, falls irgend woher Gefahr drohet. Dieselbe befindet sich also in unserer unmittelbaren Nähe und kann uns von allem in Kenntniß setzen, was sich unvorhergesehen ereignen sollte.

Damit dem Juden nicht irgend wie ein Entkommen nach der Straße hinaus möglich wird, würde es zweckmäßig sein, wenn Ew. Durchlaucht ihren mit der ganzen Sache völlig vertrauten Secretair dort mit einem meiner Diener aufstellen. Denn vier Personen werden vollständig genügen, den Juden zu bändigen, da wir dessen Genossen wollen entschlüpfen lassen.""

Hiermit schloß der Major seinen Bericht. Der Fürst, welcher mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, preßte nach Beendigung desselben auf das wärmste die Hand des Majors und zerdrückte eine Thräne in seinem männlichen Auge.

„Wahrhaftig, theurer Freund, ich möchte Sie umarmen und einen herzlichen Bruderkuß auf ihre Lippen drücken für all' das Gute, welches Sie für mich gethan haben. Mag ich nun meinen Bruder wiederfinden oder nicht, soviel ist gewiß, ich habe in Ihnen doch einen Freund gefunden, welcher alle Schätze der Welt aufwiegt, und auch ein solcher Fund ist ein überaus kostbarer und belohnender."

„„Sprechen Sie nicht also,"" erwiederte der Major nicht minder gerührt; „„wem Sie zu danken haben, ist nur: die Jüdin. Ohne die Bemühungen dieses braven Weibes würden wir unser Ziel niemals erreicht haben. Und das Opfer, welches sie uns gebracht hat, ist wahrhaftig ein unaussprechliches. Ich muß es Ihnen unverholen sagen, ich habe ihre Briefe mit einer tiefen Rührung gelesen und den Edelmuth bewundert, welcher mit so vielem Scharfsinn gepaart, in diesem Weibe wohnt. Wer hätte es, als meine Polizeidiener die Familie des Juden in zerlumpte Kleider einbrachten, wohl geahnt, daß wir in ihr ein Paar so merkwürdige Menschen, zwei so seltene Extreme des Lasters und der Tugend vor uns hatten, und wer hätte es geglaubt, daß uns die Jüdin einstmals durch

Wohlthaten beschämen würde. Doch ich will ihr gewiß vergelten, so sehr es in meinen Kräften stehet und sollte es mein halbes Vermögen kosten.""

„Es wird, theurer Freund, ein hitziger Wettstreit zwischen uns gekämpft werden," erwiederte der Fürst, indem sich seine ernsten Züge zu einem freundlichen Lächeln verzogen, „wenn es einst gilt, diese Schuld abzutragen. Doch ich denke, die Jüdin soll bei diesem Wettstreit nur gewinnen. Aber vergessen Sie, mein verehrter Freund, auch die Wünsche derselben nicht. Wie steht es mit dem unglücklichen Mädchen, dessen sie sich in ihren Briefen mit solcher Wärme annimmt? Haben Sie in Betreff dieser Unglücklichen nähere Nachforschungen angestellt? Können wir nicht für dieselbe sofort etwas thun und stehen uns keine Mittel zu Gebot, sie den Händen ihres unmenschlichen Vaters völlig zu entziehen?"

„„In dieser Beziehung habe ich meinen Bericht in einer leider nur traurigen Weise zu vervollständigen,"" erwiederte der Major. Die Jüdin kam nämlich noch gestern Nacht von Furcht und Entsetzen ergriffen, in einen blutigen Mantel gehüllt zu mir gestürzt und erzählte mir Dinge, welche mich mit Grausen erfüllt haben. Der Jude ist durch einen Zufall Zeuge davon gewesen, wie Marianne seine beiden ältesten Kinder in den Lehren des Christenthums unterrichtet hat. Diese Wahrnehmung hat ihn dermaßen in Wuth versetzt, daß er den Versuch gemacht hat, Marianne zu ermorden. Nur mit großer Mühe hat ihn die Jüdin hiervon zurückgehalten, sie hat es aber nicht zu verhindern vermocht, daß ihr Gatte das unglückliche Mädchen lebensgefährlich gemißhandelt hat. Kaum dieser Gräuelscene entgangen, ist die Jüdin Zeugin eines noch schaudervolleren Ereignisses gewesen. Ein Polizeispion hatte sich in die Höhle des bucklichen Jobs eingeschlichen, um die Bewohner derselben

zu verrathen. Durch einen Zufall wurde er entlarvt und vor den Augen der Jüdin ermordet. Noch mit der Leiche des Ermordeten beschäftigt, vernahmen die Mörder plötzlich die Annäherung von Polizeiagenten und ohne die Geistesgegenwart der Jüdin wären in diesem Augenblick unsere ganzen bisherigen Bemühungen vereitelt gewesen. Denn fällt der Jude in die Hände der Polizei, so kann er über seine früheren Schicksale gar keine Entdeckungen machen, ohne sich selbst das Todesurtheil zu sprechen und es geht uns dann das Hauptmittel verloren, durch welches wir auf ihn zu wirken vermögen: das Versprechen der Straflosigkeit. Dies überlegte die Jüdin in diesem kritischen Momente sehr wohl und deshalb ergriff sie ein kühnes Mittel, durch welches sie sich selbst der höchsten Gefahr Preis gab, welches aber über alle Erwartung gelungen ist. Von einer glücklichen Aehnlichkeit der Statur und der Sprache so wie von der Dunkelheit begünstigt, warf sie in der Schnelligkeit die Kleider des Ermordeten über, nahm gegen die Polizeiagenten die Rolle desselben an und lockte sie unter der Versicherung von dem Keller des Bucklichen hinweg, daß die Personen, welcher sie habhaft zu werden wünschten, erst einige Stunden später eintreffen und durch ein zu frühes Einschreiten verscheucht werden würden. Das gute Weib war von der Aufregung und der Angst, welche sie zu überstehen hatte, so erschöpft, daß sie ohnmächtig niedersank und erst am andern Morgen zu ihren Kindern zurückkehren konnte. Die unglückliche Marianne liegt bei ihrem unmenschlichen Vater krank darnieder, ich werde aber schon morgen unter irgend einem Vorwande einen Arzt zu ihr schicken und sie in einer Heilanstalt unterbringen lassen. Das meiste wird hierbei freilich von dem Erfolge dieser Nacht abhängen. Denn haben wir in Betreff des Juden unsern Zweck erreicht, so werden wir keinen Augenblick zögern dürfen, die Spelunke

des Bucklichen den Händen der Polizei zu überliefern. Ew. Durchlaucht sind jetzt von allem in Kenntniß gesetzt, was sich in Ihrer Angelegenheit ereignet hat und wir können den weitern Verlauf der Sache mit den besten Hoffnungen entgegensehen. — Nunmehr lassen Sie uns aber auf einige Stunden einer heiteren Fröhlichkeit genießen und leihen Sie mir Ihre Hülfe bei der Ausführung eines in vieler Beziehung höchst ernsthaften Scherzes, der mich eben veranlaßt hat, Ew. Durchlaucht hierher zu führen.""

Der Fürst war sehr schwer zu bewegen auf den Vorschlag des Majors einzugehen, da er durch die Mittheilungen desselben in eine zu ernste Stimmung versetzt war. Der Ueberredungskunst seines Freundes und der bezaubernden Wirkung des Champagners gelang es, endlich ihn aufzuheitern und ihn in den Strudel der Masken zu ziehen, welche den Saal in den verschiedenartigsten Gruppen durchwogten. Alle Klassen der menschlichen Gesellschaft fanden sich hier in komischer Weise repräsentirt und persiflirt.

Hier tanzte ein hundertjähriger Greis mit einem blühenden Gärtnermädchen, dort drehete sich ein Johanniterritter mit einer zierlichen Nonne in dem rasenden Wirbel des Cotillons. Hier schäkerte die keusche Jungfrau von Orleans mit dem jovialen Fallstaff, dort caressirte eine Priesterin der Vesta mit einem bunten Harlekin. Hier ging ein gemüthlicher Nachtwächter mit einem stolzen Leichenbitter Arm in Arm, dort führte Kaiser Nero mit einem Eckensteher eine heftige Debatte. Hier trank Kaiser Karl der Große mit Rinaldo Rinaldini aus einem Glase, dort saßen Maria Stuart und König Lear und spielten mit zwei Galeerensclaven Karten. Hier tändelte eine Fledermaus mit einer Sylphide, dort küßte Nathan der Weise eine Citronenverkäuferin. Kurz alle Unterschiede der Stände, alle Abstufungen des Alters und alle Grenzen der Zeit

schienen hier mit einem Zauberschlage aufgehoben und das Colosseum glich an diesem Abende einem Paradiese. Aber auch hinter den Masken sah es gar bunt und gemischt aus. Der kundige Beobachter entdeckte hier in einem und demselben Saale, in einem und demselben Tanzreigen, Regierungs-Räthe und Geheim-Secretaire, Grafen und Stallmeister, Studenten und Mühlendammer Lord's, Gesandschafts-Attaché's und Briefträger, Majore und Bierbrauer, Philosophen und Schneider, Hofräthe und Hutmacher, Assessoren und Bäcker, Referendarien und Branntweinbrenner, Polizei-Commissarien und Taschendiebe, Justizräthe und Zuckersieder, Lieutenants und Futteralmacher, Buchhändler und Trödler, Registratoren und Viehärzte. Am meisten fand aber unter den Damen eine gar sonderbare Mischung statt und manche der schönen Tänzerinnen würde vor Schreck erblichen sein, wenn sie den Stand ihrer Nachbarin gekannt hätte. Mancher Ehemann ergötzte sich hier mit einer alten Freundin seiner Jugend, während seine Ehehälfte, welche er einsam zu Hause wähnte, an dem Arme des Hausarztes dicht bei ihm vorüberhüpfte. Die Maskenfreiheit gestattete alle diese Wunderdinge.

„„Ew. Durchlaucht haben schon oft den Wunsch ausgesprochen das Leben und Treiben der Residenz in allen seinen Nüancen kennen zu lernen,““ hob der Major wiederum an, nachdem er mit dem Fürsten einen Umgang durch den Saal gehalten hatte, „„hier haben Sie die beste Gelegenheit einen reichen Schatz von Erfahrungen zu sammeln. Leider bin ich mit dem heutigen Treiben der Residenz nicht bekannt genug, um Ihnen in dieser Beziehung als Führer dienen zu können. Aber ich entdecke in jener Maske dort meinen Freund, den Polizeirath X., und dieser wird Ihnen gewiß eine interessante

Auskunft über die Persönlichkeit verschiedener Masken ertheilen können.

Mit diesen Worten führt der Major den Fürsten auf eine der Masken zu und machte dieselbe mit seinen Wünschen und der Person seines Gastes bekannt.

„Ich biete Ew. Durchlaucht meinen Dienst um so bereitwilliger an," versetzte der Polizeirath, „als Ihnen die Behörde, welcher ich anzugehören die Ehre habe, noch eine Revange schuldig ist. Der dienstthuende Polizei-Commissarius hat mir nämlich mitgetheilt, daß er das Unglück gehabt habe, Hochdieselben in sehr unangenehmer Weise zu verkennen. Derselbe hat mich ersucht Ew. Durchlaucht in seinem Namen um Entschuldigung zu bitten und ich entledige mich sehr gern dieses Auftrages."

„Ich bin weit entfernt davon," erwiederte der Fürst schnell einfallend, „dem Beamten irgend einen Vorwurf zu machen. Ich habe das Mißverständniß durch mein eigenes Benehmen verschuldet und bin überzeugt, daß der Mann nur seine Pflicht gethan hat. Lassen Sie uns also unsere Wanderung ohne irgend einen Groll beginnen und sagen Sie mir zunächst, ist Ihnen jene blondgelockte Dame bekannt, welche durch ihren reizenden Wuchs die Aufmerksamkeit aller auf sich zieht und von einem Schwarme von Anbetern umgeben ist, denen sie aber durch Witz und Laune weit überlegen zu sein scheint. Nach ihrem Benehmen und ihrem Kostüme zu schließen, gehört diese Dame offenbar den höheren Ständen an."

„Wenn die Dame sich demaskirte, so würden Ew. Durchlaucht ein Gesicht erblicken, welches mit den übrigen Reizen seiner Inhaberin durchaus im Einklange stehet. Aber den höhern Ständen gehört dieselbe keinesweges an, vielmehr ist sie erst vor einigen Monaten aus dem Arbeitshause entlassen. Sie ist die uneheliche

Tochter eines Oberförsters und hat früher in verschiedenen Restaurationen als Schenkmädchen conditionirt. Dann ist sie mit einem Kaufmannsdiener, der die Kasse seines Herrn bestohlen hatte, durchgegangen. Nachdem dieser fast seine ganze Baarschaft durchgebracht, hat sie ihn um den Rest derselben betrogen und sich wiederum hierher begeben. Gegenwärtig wird sie durch den Leichtsinn junger unerfahrener Leute, welche sie in ihre Netze lockt, in den Stand gesetzt, einen verschwenderischen Lebenswandel zu führen. Zuweilen hilft sie auch ihrem am meisten begünstigten Liebhaber, welcher dort am Spieltisch beim Champagnerglase sitzt, und größtentheils von ihr erhalten wird, bei der Ausführung irgend eines Betruges. Dieser selbst macht namentlich aus dem falschen Spiele ein Gewerbe, und bereist im Sommer mit seiner Dame die angesehensten Bäder, wobei sich Beide, durch ihr vortheilhaftes Aeußere begünstigt, für Edelleute oder andere Standespersonen ausgeben."

Das Gesicht des Fürsten hatte sich bei dieser Schilderung etwas sehr verlängert und er vermochte für den Augenblick nichts weiter zu erwiedern als: „mein Gott, das ist ja schrecklich." — —

„Noch weit interessanter," fuhr der Polizeirath iu seinem Bericht lächelnd fort, „ist aber jene kleine, zierlich gebaute Dame, welche dort mit den magern Harlekin plaudert. Dieselbe spricht zwar fast alle lebende Sprachen der Welt, vermag selbst einen lateinischen Schriftsteller zu commentiren und besitzt eine Bildung und einen Geist, welcher manchem Professor zur Ehre gereichen würde; dennoch aber ist sie eine der gefährlichsten Personen, die jemals in der Verbrecherwelt existirt haben. Unter der Maske der Liebe und Freundschaft schleicht sie sich in die angesehensten Familien ein und sucht hier durch ihre Ränke Zwistigkeiten aller Art zu stiften, welche sie jedesmal zu ihrem Vortheil ausbeutet. Namentlich weiß sie die

religiöse Schwärmerin vortrefflich zu spielen und sie hat sich in dieser Weise schon zwei nicht unbedeuteude Erbschaften erschlichen. Anderseits ist es ihr aber vor wenig Wochen erst gelungen einem angesehenen Fremden eine Menge werthvoller Geschenke abzulocken, indem sie diesem gegenüber den satyrischen Freigeist heuchelte. Derselbe war von den Reizen dieses weiblichen Proteus so bezaubert, daß er ihr höchst wahrscheinlich durch eine Heirath die Grafenkrone aufgesetzt haben würde, wenn nicht ein unglücklicher oder glücklicher Zufall dazwischen gekommen wäre. Leider hat diese gewandte Speculantin, da sie des Gesetzes und der Feder vollkommen kundig ist, ihre Unternehmungen stets so einzurichten gewußt, daß die Behörden nicht im Stande gewesen sind, ihr irgend etwas anzuhaben. Aber ich hoffe auch ihr Maaß wird bald erfüllt sein, und sie wird ihrem verdienten Schicksale nicht entgehen.*)

Auch jene starke Dame welche dort, mit Schmuck überladen, so stolz einherschreitet, bietet mancherlei Merkwürdiges dar.

Die Tochter eines Schiffsknechts, hat sie anfangs als Unter- und später als Oberpriesterin der Venus sich ein bedeutendes Vermögen errungen. Wegen verschiedener Unregelmäßigkeiten in ihrer Geschäftsführung ist auch sie vor Jahren eine Zeit hindurch in der Strafanstalt detinirt gewesen. Dessenungeachtet ist es ihr noch im späten Alter gelungen, einen bankerutten Bierwirth zu heirathen, mit welchem sie gegenwärtig ein sehr einträgliches Geschäft betreibt. Mutter zweier schönen Töchter, deren jede eine bedeutende Ausstattung erhält, im Besitz eines schönen Hauses und einer brillanten

---

*) Zur Beruhigung unserer verehrten Leser bemerken wir, daß die Dame, von welcher hier die Rede ist, sich gegenwärtig wegen Fälschung und Diebstahls im Zuchthause befindet.

Equipage, steht diese Frau gegenwärtig in großem Ansehen, ja sie erfreut sich sogar eines bedeutenden Einflusses, da sie in den Familiengeheimnissen mancher geltungsvoller Personen eine wesentliche Rolle gespielt hat. Erscheinungen dieser Art liefern den besten Beweis davon, welchen traurigen Einfluß das Geld auf die Urtheile der Menschen übt.

Jene Dame, welche mit den blendend weißen Armen, in der Maske der Minerva, so eben bei Ew. Durchlaucht vorübergeschlüpft ist und von ihrem Begleiter „gnädige Frau“ angeredet wurde, ist die Tochter eines Arbeitsmannes, welche früher hier einen überaus anstößigen Lebenswandel geführt hat. Späterhin hat sie in irgend einem Bade einen alten italienischen Edelmann geheirathet und von diesem ein bedeutendes Vermögen ererbt, mit welchem sie gegenwärtig einen Schwarm von Liebhabern unterhält und sehr verschwenderisch umgeht.“

Der Polizeirath stand im Begriff dem Fürsten noch verschiedene neue Figuren vorzuführen, aber dieser unterbrach ihn mit den Worten:

„Ich beschwöre Sie, hören Sie auf, meine Vorliebe für das schöne Geschlecht auf eine so grausame Probe zu stellen und mich eines so süßen Wahnes zu berauben.“

„Ich bitte,“ erwiederte der Polizeirath, „welcher sich an der Entrüstung des Fürsten zu ergötzen schien, lenken Ew. Durchlaucht Ihr hohes Mistrauen nicht allein auf die Damen, sondern glauben Sie mir, daß dieselben von den Herren in vieler Beziehung übertroffen werden.

Jener Dandy zum Beispiel, welcher dort mit der schweren goldenen Kette prahlt und die vorüberziehenden Masken mit verächtlicher Miene mustert, ist ein betrüglicher Spieler von Profession.

Schon manchen unerfahrenen jungen Mann hat er zum Falle gebracht. Erst neulich ist er der Mörder eines Sohnes angesehener Eltern geworden. Der Unglückliche konnte der Lockung nicht widerstehen, nachdem er seine ganze Baarschaft verspielt hatte, auch die Kasse seines Herrn anzugreifen, und zog es dann, durch ein falsch verstandenes Schaamgefühl verleitet, vor, sich lieber eine Kugel durch den Kopf zu jagen, als sich seinen Angehörigen zu entdecken. Keine Schlange vermag ihr Opfer so sicher zu umstricken, als solche Ungeheuer in Menschengestalt. Sobald sie unter der Schaar ihrer Anhänger ein hitziges unüberlegtes Gemüth wittern, lassen Sie den Unglücklichen anfangs Wochen und selbst Monate lang gewinnen, um ihn auf solche Weise desto sicherer zu reizen. — Dann aber wendet Fortuna plötzlich das Rad des Schicksals. Der bitter Getäuschte wagt Satz auf Satz, aber er erleidet, anstatt das Verlorne wieder zu erlangen, immer neue, immer höhere Verluste. Endlich wird er zur Verzweiflung getrieben, er verwendet den ganzen Rest seines Vermögens zu einem einzigen entscheidenden Schlage und — stürzt rettungslos in den Abgrund, welcher schon längst zu seinen Füßen gähnt.

Jener hagere Mann, welcher trotz aller Geschicklichkeit seines Schneiders dennoch an einer gänzlichen Abwesenheit des Wadenorganes laborirt, stammt aus einer sehr angesehenen Familie. Aber von Jugend auf einem lasterhaften Lebenswandel ergeben, wurde er bald genöthigt eine von ihm begonnene vortheilhafte Carriere aufzugeben, und theils als Würfel-, theils als Schauspieler und Pseudo-Literat einen vagabondirenden Lebenswandel zu führen. An dem vertrockneten Busen einer bejahrten Schneiderwittwe fand er endlich auf einige Jahre ein bequemes Ruheplätzchen, bis er durch den gänzlichen Ruin derselben gezwungen wurde, seinen Wanderstab aufs

Reue zu ergreifen. Als Winkelconsulent, Hunde- und Pferdehändler fristete er eine ziemliche Zeit hindurch eine sehr kärgliche Existenz, aus welcher er endlich durch den Tod seiner Tante erlöset wurde. Aus dem Vermögen derselben fielen ihm nämlich einige Tausend Thaler zu, aber diese waren bald erschöpft, da der glückliche Erbe sich sofort mehrere Reitpferde anschaffte und sich täglich in Champagner betrank. Eine Zeit lang vermochte er noch an seinem neu belebten Credit zu zehren, dann aber war der schöne Traum vorüber nnd es begann ein fürchterlicher Kampf mit den Executoren, welcher im Schuldarrest endigte. Gegenwärtig bekleidet der vielfach Geprüfte eine Schreiberstelle bei einem Justizcommissarius und ist einer unserer eifrigsten Pietisten. Er ist Mitglied verschiedener wohlthätiger Vereine und gefällt sich besonders in der Rolle des tugendhaften Menschenretters. Nur zuweilen, wenn er sich unbemerkt glaubt, wagt er sich noch auf Augenblicke in den Strudel seiner früheren Vergnügungen zurück und ich fürchte, wir werden in Betreff seiner noch höchst überraschende Entdeckungen zu machen haben, da seine Geldmittel für solchen Aufwand in keiner Weise ausreichend sind.

So könnte ich Ew. Durchlaucht noch mit einer Menge ähnlicher Erscheinungen aufwarten, aber ich fürchte theils dieselben zu ermüden, denn die Wege des Lasters sind, im Grunde genommen, doch immer dieselben, theils ruft mich meine Pflicht gegenwärtig hinweg, da ich in der Person jenes blondgelockten Stutzers einen unserer gefährlichsten Taschendiebe entdecke."

„Jener elegant gekleidete junge Mann ist ein Taschendieb?" erwiederte der Fürst erschrocken.

„Aufzuwarten, derselbe hat bereits dreizehnmal im Criminalarrest und fünf Jahre im Zuchthause gesessen. Auch hat er in

seinem Leben mindestens 100 Stück Stock- respective Peitschenhiebe erhalten." Mit diesen Worten empfahl sich der Polizeirath.

Das Erstaunen des Fürsten war durch die Mittheilungen seines gefälligen Begleiters fortwährend gestiegen und machte sich endlich in dem Ausrufe Luft: „Wahrhaftig, ich beneide den Mann nicht um seine Erfahrungen, denn es muß grausenhaft sein, seine Mitmenschen von einer solchen Seite zu kennen." Dann ging er längere Zeit hindurch schweigend neben dem Major her, welcher durch das lange Ausbleiben der beiden von ihm erwarteten Masken nicht weniger beunruhigt wurde, bis er dieselben plötzlich in der Tracht einer Pilgerin und eines Kreuzritters an der Eingangsthür des Saales gewahr wurde.

Beide Freunde verabredeten nunmehr ihren Operationsplan und der Fürst eilte sofort auf die Tochter des Geheimenraths zu und redete dieselbe sehr freundlich mit den Worten an:

„Guten Abend Fräulein Berthold, das ist ja scharmant, daß auch Sie den Maskenball durch ihre Gegenwart verherrlichen. Ihr Herr Papa befindet sich doch gewiß ebenfalls hier, oder wird er noch durch die Festlichkeiten seines Hauses zurückgehalten?"

Marie war wie vom Donner gerührt, als sie sich gleich beim ersten Eintritt in den Saal auf eine so unangenehme Weise erkannt sahe, und vermochte vor Schaam und Verlegenheit keine Silbe hervorzubringen. Endlich nahm ihr Begleiter das Wort für sie und erwiederte dem Fürsten:

„Mein Herr, Sie müssen sich irren. Jene Dame ist nicht Fräulein Berthold."

„Ah! auch Sie Herr Referendar von Birkheim sind hier," versetzte der Fürst laut auflachend, „das ist ja herrlich, lauter alte Freunde und Bekannte. Der Geheimerath weiß wahrscheinlich nichts

von dem Liebesdienst, welchen Sie seiner Tochter erweisen und deshalb wandeln sie hier incognito."

Der Referendarius biß sich erschrocken auf die Lippen, als er sich so vollständig überlistet sahe und erwiederte verlegen:

„Mein Herr, ich hoffe Sie werden nicht indiscret sein. Wir sind nicht diejenigen, welche sie suchen. Doch vor allen Dingen bitte ich um Ihren Namen."

„Auf diesen wird es wohl nicht ankommen; ich wünsche hier eben so wenig erkannt zu sein, als Sie;" mit diesen Worten verschwand der Fürst in dem Gewühl der Masken.

„Mein Gott Adolph, was hast Du gemacht," flüsterte Marie weinend ihrem Begleiter zu, „laß uns so schnell als möglich umkehren."

„Mädchen, bist Du wahnsinnig," erwiederte ihr der Referendarius, „das würde uns erst recht verdächtigen. Mit Sicherheit vermag uns doch niemand zu erkennen und kommt etwas zu den Ohren deines Vaters, so stellen wir alles in Abrede. Jetzt ist das Unglück auch schlimmsten Falles schon geschehen, laß uns also in demselben wenigstens möglichst heiter sein."

Auf diese Weise beruhigte der Referendarius das schüchterne Mädchen. Doch kaum hatte er mit derselben die Hälfte des Saales durchschritten, als der Major auf die beiden Liebenden zutrat, die Tochter des Geheimenrathes längere Zeit hindurch mit scharfen Blicken musterte und dieselbe mit verstellter Stimme anredete:

„Guten Abend Fräulein Berthold, guten Abend Herr Referendarius von Birkheim."

Ehe die beiden Angeredeten sich noch von ihrem neuen Schrecken erholt hatten, war der unwillkommene Sprecher schon verschwunden. Marie befand sich einer Ohnmacht nahe und mußte sich auf einige

Augenblicke niedersetzen. Zufälliger Weise wählte sie gerade den Tisch des Majors zu ihrem Ruheplatz, auf welchem noch die gefüllten Champagnergläser standen. Der Fürst eilte auch sofort dorthin und nöthigte das Fräulein zum Trinken. Diese war von Schreck so angegriffen und der Fürst wußte ihr so dringend zuzureden, daß sie ein Glas trank und hierdurch neuen Muth bekam, obwohl sie von ihrem unbekannten Freunde fortwährend Fräulein Berthold angeredet wurde. Der Referendarius versuchte es vergeblich denselben zu einer Demaskirung zu veranlassen, denn der Fürst war plötzlich wiederum in dem Gedränge verschwunden. Nunmehr glaubten sich die beiden Liebenden von allen Anfechtungen sicher und durchschweiften in einer etwas weniger ängstlichen Stimmung den Saal. Ja, Marie wurde sogar heiter und fröhlich, als das Musikchor von der Gallerie des Saales aus die bezaubernden Klänge eines schottischen Walzers ertönen ließ. Aber plötzlich bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß sie auf Tritt und Schritt von einem schwarzen Mönche verfolgt wurde, welcher nicht von ihren Fersen wich. — Es war kein anderer als der Major, welcher inzwischen in der Garderobe seine Maske gewechselt hatte. — Der Referendarius, welcher sich durch diese Begleitung sehr wenig geschmeichelt fühlte, suchte sich derselben durch die barsche Anrede zu entziehen:

„Schwarze Maske, was willst Du; hebe Dich weg von mir, Satanas!"

Doch er erhielt mit hohler Stimme die spöttische Antwort: „Die schöne Pilgerin will mit mir einen Rosenkranz beten, als Buße für die sündige Flucht von ihrem Vater. Ich weiche nicht von ihr, bis sie in seine Arme reuevoll zurückkehrt, das ist meines Ordens Regel und — Wehe, dreimal Wehe dem Verführer."

„Adolph, ich bitte Dich um Gotteswillen, führe mich hinweg

von hier," flüsterte das geängstigte Mädchen ihrem Begleiter zu. „Ich bin einer Ohnmacht nahe und vermag diesen Spott nicht länger zu ertragen."

Dem Referendarius blieb auch nichts anderes übrig, als die Tochter des Geheimenrathes aus dem Saale hinauszuführen. Auf dem Corridor wendete er aber noch einmal alle seine Beredsamkeit an. Er stellte der Bethörten vor, daß sich jedenfalls nur ein Paar seiner Freunde einen unschädlichen Scherz gemacht hätten, welchem sie sofort entgehen könnten, wenn sie ihre Masken mit anderen vertauschten. Dieses würde auch der beste Weg sein, ihre vorherigen Peiniger zu entdecken und hinter die Absichten derselben zu kommen. Marie gab endlich nach und nach einer halben Stunde erschienen Beide in der Maske eines Juden und eines Gärtnermädchens wiederum im Saale, ohne hier weitern Anfechtungen ausgesetzt zu sein, da sie von dem Major in diesem Costüme nicht erkannt wurden.

IX.

Der Einbruch.

Die glänzenden Lichter in den Zimmern des Geheimenraths waren längst erloschen und eine tiefe Stille herrschte in dem Hause, als der Wächter, die zweite Stunde abpfeifend, vor demselben vorüberschritt. Kaum waren die Töne seiner Pfeife aber in der Ferne verklungen, als eine kräftige männliche Gestalt sich von der Friedrichsstraße her näherte und in das dem Geheimerath gegenüber liegende Haus schlüpfte. Dieser Gestalt folgte bald darauf eine zweite, dritte und vierte, während noch einige andere Gestalten nach der Charlottenstraße hin zuschritten und in einem dort stehenden Kutschwagen Platz nahmen.

Eine halbe Stunde später näherte sich dem Hause des Geheimenraths eine zweite Gruppe, welche aus dem Juden, dem Aalauge und dem schlauen Schmerles bestand. Die Jüdin ging vorauf, um das Terrain zn recognosciren. Als sie an das nach der Straße hinaus gehende Flurfenster des neben dem Grundstücke des Geheimen=

rathes belegenen Hauses gekommen war, legte sie sich lang auf das Straßenpflaster nieder, als litte sie an Krämpfen. Der Jude und der schlaue Schmerles nahmen die Rolle zufällig Vorübergehender an und leisteten der Niedersunkenen scheinbar Hülfe. Alle diese Vorbereitungen geschahen lediglich deshalb, um etwa hinzukommende Polizeibeamte zu täuschen. Das Aalauge beschäftigte sich unterdessen damit, einen mit Vogelleim bestrichenen großen Lappen auf die unterste Scheibe des Flurfensters zu kleben. Nachdem diese Operation beendigt war, stieß das Aalauge die Scheibe durch einen kräftigen Druck des Daumens entzwei, ohne daß hierdurch irgend ein Geräusch verursacht wurde, da sämmtliche Glassplitter an dem Lappen hängen blieben. Dann faßte Aalauge mit dem rechten Arm in das Fenster, öffnete einen der unteren Flügel desselben, indem er die Riegel zurückschob und kroch auf den Flur hinein. Alles dieses war das schon so oft geübte Werk eines einzigen Augenblickes. Hinter dem Aalauge folgte auch sofort Schmerles mit dem Juden, welcher in einem großen Sacke verschiedene Brechinstrumente trug. Die Jüdin sprang inzwischen von der Erde wieder auf, zog das geöffnete Fenster heran und ging auf der gegenüberliegenden Seite der Straße auf und ab, um hier Wache zu halten, oder, wie sich die Berliner Diebe ausdrücken, Schmiere zu stehen.

Als sich die drei Schränker auf dem Flur des Nebenhauses befanden, zündeten sie zunächst ihre Diebeslaterne an. Diese bestand aus einem überall dicht mit Blech umschlossenen Glascylinder, innerhalb dessen ein kleines Lämpchen brannte, hinter welchem ein Hohlspiegel zur Reflectirung des Lichtes angebracht war. Diesem gegenüber befand sich in der Blechumhüllung ein Schieber, durch welchen ein, nach Erfordern der Umstände, größerer oder kleinerer Lichtschein auf einzelne bestimmte Punkte geworfen werden

konnte, während alle umherliegenden Gegenstände in Finsterniß verdeckt blieben. Nunmehr kam es ferner darauf an, den Hof des Nebenhauses zu gewinnen, und von hier aus auf das Grundstück des Geheimenrathes zu gelangen. Da die Hofthür verschlossen war, das Schloß derselben auch mit einem Dietrich nicht geöffnet werden konnte und ein Fenster vom Flur aus auf den Hof nicht hinaus führte, so öffneten die Diebe mit einem Nachschlüssel die Thür eines auf den Flur ausmündenden Kellers, stiegen in solchen hinab, brachen eins der Kellerfenster ein und kletterten durch dieses auf den Hof hinauf. Von hier stiegen sie über die niedrigen Zäune hinweg erst in den Garten des Nebenhauses und dann in den des Geheimerathes. Hier angelangt ruheten sich der Jude und der schlaue Schmerles einen Augenblick in einer Laube aus. Das Aalauge machte sich aber an die nach dem Garten hinausgehende Seite des Treibhauses, nahm die Bretterbedeckung desselben leise hinweg, bog mit einem starken Messer die Bleinuthen zurück, in welchen die Fensterscheiben befestigt waren, nahm auf solche Weise eine Scheibe nach der andern fein säuberlich heraus, riß die leeren Bleistreifen entzwei und kroch durch die so entstandene bedeutende Oeffnung in das Treibhaus. Seine beiden Begleiter folgten ihm auf dem Fuße nach und gelangten mit ihm an die Thür, welche von dem Treibhause in das unterste Stockwerk des Hauses führt. Diese Thür bot den Eindringenden bedeutend mehr Schwierigkeiten dar, als die bisher von ihnen überwundenen Hindernisse. Der Jude öffnete nämlich, indem das Aalauge den Schein der Laterne auf das Schloß der Thür fallen ließ, dieses zwar sehr leicht mit einem passenden Dietrich, machte aber hierbei die Entdeckung, daß sich oberhalb des Schlosses noch ein Riegel befand, welcher vorgeschoben war. Durch ein leises Rütteln an der Thür mittelte Aalauge ungefähr den Ort aus, an

welchem der Riegel befestigt war, und machte hier mit einem sogenannten Centrumbohr eine daumstarke Oeffnung in die Thür. Durch diese Oeffnung steckte er einen krummen Haken hindurch und bemühete sich mit demselben den Riegel zu erfassen und zurückzuziehen. Aber alle diese Bemühungen waren vergeblich. Obwohl das Aalauge noch vier verschiedene Oeffnungen in die Thür bohrte, so vermochte er doch immer nicht die richtige Stelle zu treffen, an welcher der Riegel saß.

„Wir müssen das ganze Stück der Thür mit sammt dem verwünschten Riegel ausschneiden,“ flüsterte der Jude dem Aalauge zu, und dieser machte sich sogleich dabei an der bezeichneten Stelle eine ganze Reihe von Löcher eines dicht neben dem andern zu bohren. Dann ergriff er eine Stichsäge und durchschnitt auf diese Weise das Holz, welches sich zwischen den einzelnen Bohrlöchern befand. Als er an das letzte Loch gekommen war, trieb der Jude einen kleinen Nagelbohr in dasjenige Stück der Thür hinein, welches die Schränker aus solcher entfernt zu sehen wünschten, damit sie dieses Stück beim Oeffnen der Thür sofort erfassen und verhindern könnten, daß dasselbe auf die Erde falle und Geräusch mache.

Nach einigen Secunden befanden sich die Schränker in dem Bibliothekzimmer des Geheimenraths. Hier brauchten dieselben nur die nach dem Corridor führende Thür vermittelst des in dem Schloß steckenden richtigen Schlüssels zu öffnen, um auf den Corridor zu gelangen. Von dort schlichen sie auf den bloßen Strümpfen die Treppe hinauf, bei Marie's Schlafzimmer vorüber, und befanden sich in wenigen Secunden vor der Thür desjenigen Zimmers, in welchem die Cassette stand. Die Oeffnung dieser Thür erforderte aber eine mehr als halbstündige Arbeit, denn es befand sich in dem Schloß derselben ein sogenannter Dorn, welcher in ein in der

Schlüsselröhre befindliches Loch paßte. Derselbe verhinderte es, daß irgend ein Dietrich in das Schloß hineingebracht werden konnte und mußte also jedenfalls entfernt werden. Um dieses zu bewerkstelligen, wurde ein starker Schwefelfaden in das Schloß gesteckt und dann angezündet. Nachdem diese Operation mehrere Male wiederholt worden, schmolz das leicht flüssige Metall, mit welchem der Dorn in dem Schloß festgelöthet war und dieser fiel durch Anwendung eines geringen Druckes heraus. Nun wurde das Schloß ohne weitere Mühe geöffnet, aber die Thür wich keinen Zollbreit zurück, weil auch sie noch mit zwei Riegeln verschlossen war. Die Schränker wollten nunmehr wiederum verschiedene Löcher in die Thür bohren und vermittelst krummer Haken die Riegel zurückzuziehen suchen, aber der Bohr versagte plötzlich seine Dienste, weil die Thür in der Gegend des Schlosses und der Riegel mit starkem Eisenblech benagelt war.

Der Jude gerieth durch diesen unverhofften Widerstand in große Aufregung und stieß einen Fluch immer fürchterlicher, als den anderen aus. Der schlaue Schmerles behielt aber seine vorige Kaltblütigkeit bei und flüsterte dem Aalauge zu:

„Wir müssen das Thürfutter ausschneiden, dann ist die Sache gleich in Ordnung."

Das Aalauge machte sich auch sofort daran die ausgekehlten Leisten, in welche die Thürfutter eingelassen werden und welche jedesmal sehr dünn und schwach sind, mit einem starken Schneidemesser, dessen langes Heft er gegen die Schulter legte, abzuspalten. Nach einigen Minuten war er mit dieser Arbeit zu Ende gekommen und hob nunmehr das Thürfutter ohne Mühe heraus. Dann nahm er eine kleine Flasche mit Blut, welche er bei sich führte, und be-

strich die Thür an mehreren Stellen mit demselben, indem er dem Schmerles zuflüsterte:

„Dieses mache ich jedesmal bei meiner Arbeit, damit die Criminal-Commissarien glauben, ich hätte mich bei solcher in die Finger geschnitten und mich desto weniger für verdächtig halten, wenn sie mich nachher mit unverletzten Fingern finden.“

Als die Schränker aber nunmehr durch die in der Thür befindliche Oeffnung hindurchkriechen wollten, bemerkten sie zu ihrem Schrecken, daß dieselbe viel zu klein war und daß nicht einmal das schlankgebaute Aalauge im Stande sein würde, durch solche einen Eingang zu gewinnen.

„Nun müssen wir entweder so rasch als möglich irgendwo eine Leiter zu stehlen und vermittelst derselben von dem Hofe aus in das Fenster einzusteigen suchen, oder wir müssen mit der Eisensäge die Riegel durchschneiden,“ bemerkte der schlaue Schmerles zu dem Juden.

Dieser letztere Ausweg schien der zweckmäßigere zu sein und nachdem die Schränker oberhalb eines jeden der beiden Riegel ein großes Loch in die Thürzarge gebohrt hatten, machte sich das Aalauge mit einer in Oel getauchten Metallsäge an den oberen und Schmerles an den unteren Riegel und schnitten dieselben mit einer unsäglichen Anstrengung in Zeit von beinahe einer halben Stunde entzwei, ohne daß diese Thätigkeit ein erhebliches Geräusch hervorbrachte.

Als die Schränker nunmehr endlich in das Zimmer eingedrungen waren, verhängten sie zunächst die Fenster vermittelst mehrerer zur Hand liegende Teppiche, verstopften die in die Thür gebohrten Löcher mit Papier, um den Schein ihrer Lichter nicht zu

verrathen, und zogen dann die Blechumhüllung von ihrer Blendlaterne zurück, so daß solche in dem ganzen Zimmer eine hinreichende Helligkeit verbreitete.

Das Zimmer war nur klein und schien zur Aufbewahrung der im Besitz des Geheimenrathes befindlichen wichtigeren Papiere und Documente bestimmt zu sein, da es nur wenige Meubles aber eine Menge verschiedener Spinden und Schränke und namentlich den großen eisernen Geldkasten enthielt, welcher mit mächtigen Schrauben in dem Fußboden befestigt war.

Nachdem die Schränker den Kasten von allen Seiten genau untersucht hatten, überzeugten sie sich, daß derselbe nicht mit einem Nachschlüssel zu öffnen ging, sondern daß sie den Deckel erst vermittelst der Winde etwas in die Höhe bringen müßten, um den Verschluß des Kastens kennen zu lernen.

Während sich der Jude nunmehr dabei machte, einen ungeheuern eisernen Bolzen in den Fußboden einzuschrauben, um gegen diesen die Winde in schräger Richtung einzusetzen, öffnete der schlaue Schmerles die übrigen Kästen und Schränke vermittelst eines Stemmeisens oder eines Dietrichs, je nachdem es das Bedürfniß erheischte, und packte aus diesen zusammen, was er irgend erhaschen konnte. Das Aalauge hingegen beschäftigte sich damit einen Flügel des nach dem Hofe hinausgehenden Fensters ganz leise zu öffnen und an das Fensterkreuz ein dickes Tau zu befestigen, welches bis auf den Erdboden hinabhing, damit die Schränker im Fall der Entdeckung im Stande wären, auf diesem unvermutheten Weg schleunigst zu entfliehen.

Nachdem alle Vorbereitungen beendigt waren, wurde die Winde gegen den Deckel des Geldkastens angesetzt und der Jude begann dieselbe mit aller Anstrengung seiner Kräfte zu drehen — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Wir lassen die Schränker bei ihrer Arbeit zurück und verfolgen nunmehr die Thätigkeit des Fürsten und seiner Begleiter. Diesen war das Eintreffen des diebischen Kleeblatts nicht entgangen und sie hatten alle Operationen desselben mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet.

Als nach dem Einsteigen in das Fenster etwa eine Viertelstunde vergangen war, schlüpften auch sie in das Haus des Geheimenraths, bedienten sich jedoch hierzu eines richtigen Schlüssels, welchen sich der Major zu verschaffen gewußt hatte. Eben so öffneten sie mit einem passenden Schlüssel die Thür, welche vom Hofe in das Treibhaus führte und stellten sich dann in diesem letzteren wohlversteckt auf, da sie von der Jüdin wußten, daß die Schränker diesen Weg nehmen mußten. Die Lage, in welcher sich die beiden Freunde mit ihren Begleitern hier befanden, war eine durchaus schwierige und unangenehme. Ohne irgend einen Laut von sich zu geben, ja ohne nur eine Bewegung zu machen, mußten sie beinahe eine Stunde lang in gebückter Stellung und der größten Spannung verharren. Ueberdieß war es in dem Treibhause so kalt, daß der Major vor Frost zu zittern anfing und sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Endlich nachdem man an dem Gelingen des Unternehmens schon fast verzweifelt hatte und sich für überzeugt hielt, daß die Schränker nach der Straße hin entkommen sein müßten, hörte man in dem oberen Zimmer einen furchtbaren Krach und den Hülferuf einer weiblichen Stimme. Gleich darauf herrschte wiederum eine Todtenstille, so daß man deutlich das Herzklopfen des Fürsten zu vernehmen vermochte. Wenige Minuten später hörte man vom Innern des Hauses sehr eilige Schritte nahen, die Thür, welche von dem Treibhause in das Bibliothekzimmer des Geheimeraths führte, bewegte sich in ihren Angeln und — — — die Gestalt des Juden

stand mitten unter seinen Verfolgern. Dieselbe erblicken, sie ergreifen, ihr mit einem bereit gehaltenen Tuche den Mund verstopfen, sie knebeln, auf die Straße schleppen und in den Wagen werfen — alles dieses war das Werk weniger Minuten. Die beiden Diener des Majors nahmen in dem Wagen neben dem Juden Platz, und fuhren mit ihm in gestrecktem Trabe davon, während sich der Major selbst mit seinen Begleitern zu Fuß entfernte, nachdem er der Jüdin noch die Worte zugeraunt hatte: „Es ist geglückt, hole Deine Kinder und bringe sie in die Wohnung meines Vaters. Denn das Geschäft in der Spelunke des Bucklichen ist beendigt.“

X.

Grausame Täuschung.

Der Jude war durch den unerwarteten Ueberfall in dem Grade erschreckt worden, daß er ohne einen Laut von sich zu geben, einem Ohnmächtigen gleich, in dem Wagen lag und es fast eine überflüssige Vorsicht erschien, als ihm die Diener des Majors ein Tuch vor die Augen banden, damit er verhindert würde den Ort ihrer Bestimmung zu erkennen. Nach vielen Querfahrten hielt der Wagen endlich vor einem Hause der Gollnowgasse, welches hier, eine ziemliche Strecke von der Straße entfernt, mitten in einem großen Garten lag. Dieses Haus diente während der bessern Jahreszeit einer dem Major befreundeten Familie zum Sommeraufenthalt, stand aber gegenwärtig leer und verödet. In ein ausdrücklich hiezu eingerichtetes Zimmer desselben wurde der Jude hineingetragen und auf ein Kanapee gelegt, nachdem man ihm seine Bande zwar nicht abgenommen, aber wenigstens erleichtert hatte. Einer der beiden Diener

blieb bei ihm, während der Andere ihre Ankunft bei den Major meldete.

Dieser verweilte mit dem Fürsten und seinen übrigen Begleitern in einem geschmackvoll decorirten Saale, in dessen alterthümlichem Kamine ein trauliches Feuer brannte. Der Saal war wie zu einer Gerichtssitzung eingerichtet. Denn auf einem großen grünen Tische, der mit Polsterstühlen besetzt und mit Documenten und Papieren aller Art bedeckt war, brannten vier Wachskerzen, welche ein strahlendes Licht von sich warfen. Ein feierlicher Ernst prägte sich in den Gesichtern aller Anwesenden aus und keiner derselben wagte ein lautes Wort zu sprechen. Der Jude mußte nicht die einzige Person sein, die hier erwartet wurde, denn auch nach der Ankunft desselben schritt der Fürst in dem Zimmer eine volle Viertelstunde lang ungeduldig auf und ab und brach endlich in die Worte aus: „Der Graf läßt lange auf sich warten!“

Doch in demselben Augenblick vernahm man das Rasseln eines Wagens, die Flügelthüren des Saales öffneten sich und der Sohn des Majors trat in Begleitung eines schönen stattlichen Mannes, welcher mit einem einfachen Offizier-Oberrocke bekleidet war, ein.

„Es ist ein ganz eigenthümliches Ansinnen, welches ich Ihnen, lieber Graf, gestellt habe, mir zu einer solchen Stunde und in einer so abgelegenen Gegend die Ehre Ihrer Gegenwart zu schenken,“ mit diesen Wort redete der Fürst den Fremden an, „aber die Wichtigkeit der Sache, welche wir hier zu verhandeln haben, wird mich gewiß rechtfertigen und ich sage Ihnen zunächst meinen herzlichsten Dank dafür, daß Sie meiner Einladung überhaupt gefolgt sind.“

„„Das Vertrauen, Ew. Durchlaucht, ist mir so schmeichelhaft und die Verpflichtungen, welche ich gegen Dieselben habe, sind so stark, daß Ew. Durchlaucht zu jeder Stunde über mich disponiren

können. Ich hoffe Sie sollen mit mir zufrieden sein,"" erwiederte der Graf.

„Ehe ich Ihnen den Zweck unserer Zusammenkunft eröffnen kann, theuerster Freund," versetzte der Fürst, indem er die Hand des Fremden nahm, „muß ich Sie aber recht dringend, recht flehentlich bitten, keinem Menschen der Welt über das, was sich hier ereignen wird, irgend etwas mitzutheilen, außer insofern ich es selbst wünsche. Es handelt sich hier keineswegs um eine ehrlose oder verbrecherische Sache, sondern nur um die Erforschung eines für mich unendlich wichtigen Familiengeheimnißes, welches ganz außergewöhnliche Maßregeln erfordert. Es kann sich leicht ereignen, daß ich für diese noch einer besonders gewichtigen Fürsprache bedarf und eben deshalb wünsche ich Sie, verehrter Freund, für meine Sache zu interessiren, da ich weiß, welchen bedeutenden Einfluß Sie hier überall besitzen."

„„Ich bitte Sie, mein theuerster Freund — wenn Ew. Durchlaucht mir diese Anrede gestatten — machen Sie mich mit Ihren Wünschen bekannt und Sie sollen in mir einen mit Leib und Seele ergebenen und verschwiegenen Diener finden. Mein Wort, meine Hand darauf, und nun lassen Sie uns ohne Umschweife an das Geschäft gehen.""

„Dann nehmen Sie zunächst zwischen mir und unserem gemeinschaftlichen Freunde, dem wackern Major, Platz, und leihen Sie mir Ihr Ohr für eine ziemlich lange Geschichte, aus welcher Ihnen Alles klar werden wird, worauf es hier ankommt. Es ist Ihnen in den letzten Jahren in meinem Benehmen manches aufgefallen, und Sie haben mir deswegen oft Vorwürfe gemacht, ich hoffe, wenn Sie meine Geschichte gehört haben, werden Sie anders über mich urtheilen.

Es wird Ihnen vielleicht bekannt sein, Herr Graf, daß meine Familie eigentlich aus dem Innern Rußlands stammt und solche nur in ihren letzten Linien ihren Wohnsitz nach Polen verlegt hat. Schon seit undenklichen Zeiten befindet sich meine Familie im Besitze eines großen blauen Edelsteins, welcher eine seltsame männliche Figur darstellt und mit mehreren räthselhaften Schriftzügen, wahrscheinlich sogenannter Runenschrift, versehen ist. Nach diesen Schriftzügen zu urtheilen, rührt das Kleinod noch aus den Zeiten des Heidenthums her und stellt einen Götzen desselben dar. Späterhin hat man es nach dem Namen des Schutzheiligen unserer Familie umgetauft und es als ein heiliges Amulet betrachtet, von welchem alles Glück und alle Macht derselben abhängig sein soll. Dieses Kleinod wurde daher stets von dem ältesten Haupt unserer Familie auf seinen Nachfolger vererbt und in großen Ehren gehalten. Alles dieses ergiebt sich aus den Urkunden und Documenten, welche hier auf dem Tische vor Ihnen liegen und unter denen sich eine genaue Zeichnung und Beschreibung des Kleinods befindet, nach welcher es aus einem ungewöhnlich großen Stücke des in Italien vorkommenden lapis lazuli Steines zu bestehen scheint.

Vor etwa vierzig Jahren wurde meine Familie dieses Kleinods sammt des ältesten Sprößlings auf eine seltsame Weise beraubt. Mein Vater befand sich nämlich zu einer Zeit, wo ich noch nicht geboren war, mit seinem damals einzigen Kinde, nur von wenigen Dienern umgeben, auf einem entlegenen Jagdschlosse, als dieses in der Nacht plötzlich von einer Zigeunerbande überfallen und geplündert wurde. Die Bewohner des Schlosses wurden sämmtlich geknebelt und theils getödtet, theils scheußlich gemißhandelt. Zuletzt steckte man das Schloß in Brand, um so jede Spur des Verbrechens

zu vertilgen. Aber eben das Leuchten dieses Brandes zog eine Schaar von zufällig in der Nähe befindlichen Holzhauern noch zeitig genug herbei, um meinen guten Vater vom Feuertode zu befreien. Sein Sohn aber war verschwunden und Jedermann glaubte, daß derselbe ein Raub der Flammen geworden sei. Auch das Kleinod fehlte und mein Vater erinnerte sich nur dunkel, daß ihm solches von einem großen bärtigen Manne vom Halse geschnitten worden war. Das abergläubische Vertrauen, welches meine Familie zu dem erwähnten Kleinod hegte, schien sich hierbei wirklich bestätigen zu wollen. Denn mit dem Verlust des geheimnißvollen Steines war alles Glück aus derselben auf viele Jahre verschwunden. Krieg und räuberische Einfälle wechselten mit Mißwachs und Hagelschlag und unsere frühern unübersehbaren Heerden schmolzen in kurzer Zeit zu einem winzigen Häuflein zusammen. Meine Mutter beschenkte meinen Vater zwar noch mit einem Sohne, aber auch dieser starb kurz nach der Geburt. Außerdem traten noch Zwiespalt und Mißgunst in unserer Familie ein. Meines Vaters jüngerer Bruder hatte sich nämlich mit einer polnischen Edelfrau verheirathet, welche an Schönheit, aber auch an Ränkesucht alle ihres Geschlechts übertraf und mit uns in fortwährender Uneinigkeit lebte. Dieses ungünstige Verhältniß wurde durch ein dunkeles im Volke umhergehendes Gerücht, daß der zweite Sohn meines Vaters durch jene Frau vergiftet worden wäre, um ihrem eigenen Kinde die Nachfolge in den Besitz unserer Güter zu sichern, noch vermehrt. — Dieses Gerücht bestimmte meinen Vater, auch mich, als ich ihm einige Jahre später unvermuthet geboren wurde und seine Hoffnungen von Neuem belebte, auf das Aengstlichste zu überwachen und nach einem entfernt liegenden Orte, welcher Jedermann verborgen blieb,

bringen zu lassen. Als ich zu einem kräftigen Knaben herangewachsen war, schickte er mich nach Deutschland und Paris, und ließ mir daselbst eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. Erst in meinem achtzehnten Jahre kehrte ich zu meinem Vater zurück. Hier ergötzte mich namentlich das Vergnügen der Jagd, welchem ich auf den Gütern unserer Herrschaft in einer gewiß unübertrefflichen Weise obliegen konnte. Ich schloß mich bei meinen Streifzügen gewöhnlich an einen vertrauten Diener unseres Hauses an, welcher von Geburt ein Franzose war und das Vergnügen der Jagd leidenschaftlich liebte. So sehr ich mich zu diesem Manne hingezogen fühlte, so sehr lag doch in seinem Wesen zuweilen etwas Unheimliches und Seltsames, welches mich auf eine oft unerklärliche Weise von ihm zurückschreckte, und mir gegen ihn Mißtrauen einflößte. Wie sehr diese Befürchtungen gerechtfertigt waren, mußte ich leider nur zu bald erfahren. Als wir eines Tages kaum das Schloß meiner Eltern verlassen hatten und den Park nach Auerhähnen, einem bei uns damals sehr häufigen und beliebten Wildprett, durchschweiften, hörte ich plötzlich hinter mir den Knall eines Gewehres und meinen Begleiter selbst in lautes Wehklagen ausbrechen. Das Gewehr desselben war, indem er mit solchem an einer Baumwurzel hängen blieb, plötzlich losgegangen und hatte ihm eine Verletzung an der Schulter zugefügt. Ich eilte ihm sogleich zur Hülfe, untersuchte die Wunde und tröstete ihn mit der Versicherung, daß er sich gewiß von dem Schreck sehr bald erholen und dann im Stande sein würde, das Schloß ohne weitere Hülfe zu erreichen. Doch er drückte mir zitternd die Hand, sah mich mit einem stieren verwirrten Blicke mehrere Minuten hindurch an und flüsterte mir dann die Worte zu: „Mein Prinz, ich werde diese Stelle nicht verlassen,

sondern in wenigen Minuten eine Leiche sein. — Ich glaubte anfangs, mein Freund rede irre und suchte ihn zu trösten, er aber erhob sich plötzlich von seinem Sitz und sagte mir mit einer furchtbaren Kälte und Bestimmtheit die inhaltsschweren Worte:

„Die Kugel ist vergiftet und war für Sie bestimmt. Ihre Frau Tante hatte mich als Meuchmelmörder gegen Sie gedungen, um ihrem Stamme die Herrschaft zu verschaffen. Doch Gott ist gerecht, und ich bin ein Opfer meiner eigenen Schuld geworden."

Noch während dieser Rede hatte das Gesicht des Meuchelmörders eine bleiche seltsame Färbung bekommen und in seinen Gliedmaßen stellte sich ein krampfhaftes Zucken ein, in Folge dessen er erschöpft zu Boden sank. Nach einigen Minuten suchte er sich aber wiederum aufzuraffen und rief, indem er sich die Haare ausraufte, verzweiflungsvoll aus: Mein Gott, mein Gott, das Gift fängt an zu wirken, in wenigen Minuten habe ich vollendet und soll vor deinen Richterstuhl treten. Wehe, wehe über das furchtbare Weib, welches mich so tief in das Verderben gestürzt hat. Doch, ich will noch gut machen was ich vermag; Verzeihung, mein Prinz, es ist fürchterlich, meine Schuld auszusprechen, aber verfluchen Sie mich nicht allzusehr. — — Ihr ältester Bruder ist nicht todt, er ist von einer Horde umherziehenden Gesindels entführt, das Schloß ist auf Veranstalten desselben furchtbaren Weibes in Brand gesteckt worden und ihren zweiten Bruder habe ich mit eigener verruchter Hand vergiftet. Das Weib trägt an allem die Schuld, sie hat mich bestochen, sie hat mir sträflich Liebe geschworen. Ihr ältester Bruder ist vielleicht noch — — weiter vermochte der Bösewicht nicht zu sprechen, sondern er sank entseelt zu Boden, indem er noch die Worte stammelte — Fluch — Weib — Weib — verloren für ewig — ewig — —

Welchen furchtbaren Eindruck diese Scene auf mich hervorbrachte — darf ich Ihnen, Herr Graf, wohl nicht weiter beschreiben. Ich stand eine lange Zeit hindurch wie vom Donner gerührt und hatte meinen Fuß, wie unbewußt, auf die röchelnde Brust des Leichnams gesetzt, denn ich vermochte es nicht, denselben zu berühren. Endlich erwachte ich aus meiner Betäubung, ich entkleidete den Leichnam, welcher inzwischen eine blaue, Entsetzen erregende Farbe angenommen hatte, und fand auf seiner Brust an einer seidenen Schnur ein kleines Paket. Dieses enthielt das Bildniß meiner Tante und mehrere Briefe derselben — alles zur furchtbaren Bestätigung der mit dem Tode besiegelten Aussage des Sterbenden. Bis zu diesem Moment hatte das Gefühl des Entsetzens die Oberhand in mir behalten, aber als ich mir die bleiche gedrückte Gestalt meines Vaters, welcher noch damals den Verlust seines Erstlings betrauerte, vor Augen stellte, als ich recht lebhaft an all den Jammer und das Elend dachte, welches dieses teuflische Weib über meine Familie gebracht hatte, da übermannte mich das Gefühl der Wuth. Ohne ein Wort zu sprechen, langte ich auf dem Schlosse meines Vaters an, sattelte mein Pferd und stand in wenigen Stunden vor dem Ziele meiner Rache. Ich traf sie allein an dem Fenster ihres Hauses sitzend, hier wahrscheinlich der Botschaft meines Todes und der Erfüllung ihrer Wünsche harrend. Marmorbleiche bedeckte ihr Antlitz, als sie anstatt des ersehnten Boten mich so unerwartet mit allen Zeichen der Wuth und des Hasses vor sich treten sahe. Jedenfalls hätte ich besser gethan, wenn ich mich ihrer Person versichert und von ihr nähere Aufschlüsse über den Verbleib meines Bruders zu erlangen gesucht hätte, aber die Leidenschaft tobte so furchtbar in mir, daß ich sie sofort mit meinem Schwerdte durchbohrte und

dann eben so unbemerkt über die Mauern ihres Gartens hinweg eilte, als ich gekommen war.

Niemand hat je erfahren, wie meine tückische Tante und ihr Frevelsgenosse um das Leben gekommen sind. Auch mein Vater hat niemals einen Aufschluß über den entsetzlichen Vorfall erhalten, denn ein solcher hätte seine Leiden nur vermehrt. Aber im Stillen wandte ich alle Kräfte dazu an, eine Nachricht von dem Verbleib meines Bruders zu erlangen. Aus dem letztern derjenigen Briefe, welche ich bei dem Franzosen gefunden hatte, ging soviel hervor, daß meine Tante die Absicht gehabt hatte, meinen Bruder um das Leben zu bringen, daß aber derselbe durch einen Zufall am Leben geblieben war und wahrscheinlich noch mit der Horde seiner Entführer umherzog. Meine Tante fürchtete gar nicht, daß mein Bruder einst zurückkehren und seine Rechte wahrnehmen würde, da ihm theils aller Beweis seiner Abstammung mangelte, theils nur der Anführer um das Geheimniß seiner Herkunft wußte, und dieser mit einem nicht zu brechenden Eide ewiges Stillschweigen gelobt hatte; aber das tückische Weib hielt es doch für zweckmäßiger, ihr Opfer völlig zu vernichten und hatte daher den Franzosen beauftragt, solchem nachzuspüren, vorher aber mich aus der Welt zu schaffen. Nähere Anhaltspunkte für diese Nachforschungen enthielt der Brief aber nicht, und ich mußte mich daher bei meinen Bemühungen dem Spiele des Zufalles überlassen. So lange mein Vater lebte, tröstete ich mich einigermaßen über den Verlust meines Bruders, aber als ich späterhin selbst in den Besitz unserer Herrschaft kam, da lastete derselbe wie ein schweres Unrecht auf mir, und ich betrachtete mich nur als den Verwalter, aber nicht als den Nachfolger meines Bruders. Diese Gemüthsstimmung wuchs, als ich in kur=

zer Zeit Gattin und Tochter verlor, und ich fing an mich zu selbst dem Aberglauben hinzuneigen, daß mit dem geheimnißvollen Kleinod alles Glück und aller Segen aus unserer Familie verschwunden sei. Von diesem Wahne getrieben, durchschweifte ich viele Jahre hindurch die Steppen Rußlands und Polens, ich sandte vertraute Diener an alle Horden und Banden, welche sich in jenen Gegenden so zahlreich umhertrieben, ich schlich mich selbst verkleidet unter das niedrigste Gesindel, ein — um meinen verlornen Bruder und mein verlornes Glück zu suchen, aber alles vergeblich. Ich fand nirgend eine Spur und mit den vielen Opfern, welche ich bereits gebracht hatte, wuchs meine Sehnsucht, das ersehnte Ziel zu erreichen. Da passirte ich vor einigen Monaten in Westpreußen ein schönes freundliches Dorf, hatte aber das Unglück, oder ich möchte sagen, das Glück, mitten im Orte durch die Ungeschicklichkeit des Kutschers umgeworfen zu werden und einen Arm zu brechen. Fern von meinen Verwandten und Freunden, ohne hinreichenden ärztlichen Beistand, und nicht im Stande meine Reise fortzusetzen, befand ich mich in einer wahrhaft traurigen und bedenklichen Lage. Da nahm sich plötzlich der Gutsherr meiner an, pflegte mich Wochenlang mit der größten Liebe und Sorgfalt, und bewirkte so meine Genesung in kurzer Zeit. Sie sehen meinen treuen Pfleger, welcher seit jener Zeit auch mein treuester Freund geworden ist, hier in dem wackren Major vor sich. Aber nicht nur einen Freund sollte ich durch jenes Ereigniß gewinnen, sondern solches sollte mich auch dem so langersehnten Ziele näher führen.

Auf einem Spaziergange, welchen ich mit meinem freundlichen Wirth auf seinen umfangreichen Gütern unternahm, nahm ich keinen Anstand, demselben meine ganze Lebensgeschichte mit derselben Treue

und Aufrichtigkeit zu erzählen, mit welcher ich solche hier vorgetragen habe. Aber ich vermochte mit meiner Erzählung nicht zu Ende zu kommen, denn mein Freund schloß mich plötzlich mit dem Ausruf in seine Arme: Hurrah, gefunden, gefunden, ich werde Ihnen helfen.

Ich war im ersten Augenblick heftig erschrocken, ich gab mich für einen Moment dem süßen Wahn hin, daß der Major selbst mein Bruder sein könnte, ich ging so weit, die Sympathie unserer Seelen den Wirkungen einer nicht geahnten Bruderliebe zuzuschreiben, und war entzückt von der romantischen Weise, in welcher wir uns wiedergefunden hatten, aber ein einziger Blick auf das graue Haupt meines Freundes stürzte mich durch die Ueberzeugung aus meinen Himmeln, daß er wohl mein Vater, aber nicht mein Bruder sein könne. Dennoch war ich schon hinreichend befriedigt durch das, was mir der Major mittheilte. Denn nun hatte ich eine Spur, und zwar eine sichere Spur.

Die Polizeidiener des Majors hatten nämlich auf den Gütern desselben vor einigen Wochen eine jüdische Familie aufgegriffen und in das Gefängniß abgeliefert, welche sich nicht hinreichend zu legitimiren vermochte und in vieler Beziehung verdächtig erschien. Der Major, welcher sich aller Unglücklichen seiner Unterthanen auf eine höchst liebreiche Weise anzunehmen pflegte, schenkte auch der Familie des Juden eine freundliche Aufmerksamkeit, und machte hierbei die überraschende Entdeckung, daß die Frau des Juden eine Bildung des Herzens und des Geistes besaß, welche man bei ihr nicht hätte vermuthen sollen. Sie schien sich in ihrer Lage sehr unglücklich zu fühlen, und in der freundlichen Theilnahme, welche ihr wiederfuhr, einen großen Trost zu erkennen. Namentlich lieh

sie den Bestrebungen des Pastors, sie für das Christenthum zu gewinnen, ein geneigtes Ohr, und der Major beschloß daher, sich ihrer nach besten Kräften anzunehmen. Dieser Entschluß lieferte einen um so günstigeren Erfolg, als der Jude plötzlich aus dem Gefängnisse entsprang und seine Familie von dem nachttheiligen Einfluß befreite, welchen er bis dahin auf dieselbe geübt hatte. In wenigen Monaten trat die Jüdin unter dem Zujauchzen der Menge zum Christenthum über. Sie erzählte über den früheren Lebenslauf ihres Mannes wunderbare Dinge, namentlich erwähnte sie eines eigenthümlichen blauen Steines, welchen derselbe bei sich trug. Kurz und gut, es war die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Jude mit der Entführung meines Bruders in irgend einer Verbindung gestanden habe und sich im Besitze des von mir so lange gesuchten Kleinods befand.

Die Jüdin vermochte uns aber nirgend einen bestimmten Aufschluß zu ertheilen, da sie früher auf diese für uns so wichtigen Umstände nicht geachtet hatte und da ihr Mann in dieser Beziehung überhaupt gegen sie stets einen verschlossenen schweigsamen Charakter gezeigt hatte. Es blieb daher nichts übrig, als die Jüdin, welche inzwischen unser Vertrauen täglich mehr gewonnen hatte, ihrem Gatten nachzusenden, um auf solche Weise entweder den Juden wiederum in unsere Gewalt zu bekommen, oder von demselben freiwillige Geständnisse zu erlangen. Da es wahrscheinlich war, daß sich der Jude nach Berlin gewendet habe, so begab sich die Jüdin zunächst dorthin und war hier auch so glücklich, ihren Mann in kurzer Zeit aufzufinden. Nach vielfachen höchst schwierigen Operationen ist es uns heute endlich gelungen, denselben, als er eben damit beschäftigt war beim Geheimenrath Berthold einen Einbruch zu

verüben, zu ergreifen und unbemerkt hierher zu transportiren. Hier wollen wir mit ihm ein strenges Verhör vornehmen und ihn, falls er uns die gewünschten Aufschlüsse ertheilt, durch das Versprechen der Freiheit für unsere Bestrebungen interessiren. Sollte er aber unsern Wünschen nicht entsprechen, so will ihn der Major als einen seinem Gefängnisse entsprungenen Verbrecher in Anspruch nehmen und nach seinen Gütern zurückbringen lassen. Hier soll dann kein Mittel unversucht bleiben, hinter das Geheimniß zu kommen.

Sie werden sich überzeugen, Herr Graf, daß es sich hier durchaus um keine unrechtmäßige Sache handelt, daß aber dennoch unsere Maßregeln sich mit den strengen Formen des Gesetzes nicht in Einklang bringen lassen. Ich habe es daher nicht gewagt, den Act, welcher uns hier mit dem Juden bevorsteht, ohne das Beisein eines gewichtigen Zeugen vorzunehmen, und es überhaupt für gerathen erachtet, diese ganze Angelegenheit Ihrem mächtigen Schutz anzuvertrauen, um im schlimmsten Falle gegen ein Einschreiten der Behörde und gegen Verlegenheiten gesichert zu sein. — Jetzt Verehrtester, haben Sie meine ganze Geschichte, Sie werden sich überzeugen, wie unglücklich ich bisher stets gewesen bin und welche Wichtigkeit der bevorstehende Moment für mich hat. Also sagen Sie mir nunmehr frei und offen, wollen Sie mein Bundesgenosse sein, oder wollen Sie sich mit dem feierlichen Gelöbniß eines unverbrüchlichen Stillschweigens von dieser gefährlichen Angelegenheit zurückziehen.

Ich erwähle die erstere Alternative, fiel der Graf schnell ein, und da ich mir sehr wohl einen Begriff davon machen kann, mit welcher Spannung Ew. Durchlaucht dem Verhöre des Juden entgegen-

sehen, so bitte ich beschleunigen Sie dasselbe und lassen Sie unsern Gefangenen ohne Zögern vorführen.

Der Fürst ging auf diesen Vorschlag sofort ein. Die auf dem Tische liegenden Documente wurden geordnet, die Stühle zusammengerückt und auf denselben nahm der Fürst zwischen dem Major und dem Grafen Platz. Die übrigen Anwesenden stellten sich hinter den Stühlen auf. Nachdem diese Vorbereitungen beendigt waren, gab der Fürst den Befehl, den Juden hereinzuführen. Nach einigen Minuten öffneten sich auch die Flügelthüren des Saales, und die Gestalt des Juden schwankte, geführt von seinen beiden Wächtern, mit tief verhülltem Gesicht in den Saal.

„Laßt ihn hier dicht vor uns setzen," rief der Fürst den Dienern zu, indem er auf einen in der Mitte der Stube stehenden Stuhl verwieß, und nehmt ihm die Binde ab, doch nur allmählig, damit er von dem grellen Lichtscheine nicht geblendet wird. Dieser Befehl wurde auch pünktlich befolgt.

Der Jude nahm seinen Richtern gegenüber Platz und die Binde fiel langsam von seinen Augen. Doch ein jäher Schrei durchzuckte die ganze Versammlung, denn vor ihnen saß, anstatt des Juden — — — — die bleiche Gestalt des Referendarius von Birkheim, welcher mit zitternder Stimme um Gnade flehete.

Der Referendarius hatte, nachdem er sein Costüm gewechselt und die Tracht eines Juden angelegt hatte, die Tochter des Geheimenraths maskirt nach Hause geführt und sich hierbei des Ganges durch das Treibhaus bedient. Ein Zufall hatte ihn so lange verweilen lassen, bis die Diebe in das Haus eingedrungen waren. Er war von der Thätigkeit derselben Zeuge gewesen, hatte es aber nicht

gewagt, um Hülfe zu rufen, da er mit der Entdeckung der Schränker auch die seinige fürchtete. Als aber plötzlich die Winde zersprungen war, und das Gekrach derselben durch das ganze Haus schallte, da hatte er schleunigst die Flucht ergriffen, um Hülfe herbeizuholen. Durch seine unglückliche Garderobe waren aber die Begleiter des Majors getäuscht worden, und hatten ihn — anstatt des Juden ergriffen.

Druck von Louis Humblot in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Geheimnisse von Berlin Aus den Papieren eines Berliner Kriminalbeamten

Bd.: 1

Berlin 1844

P.o.germ. 430 gp-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108545-7